Liebes-Rausch und Tausch

und andere Novellen.

Liebes-Rausch und Tausch

und andere Novellen.

Von

Karl Jaenicke.

Breslau
Druck und Verlag von S. Schottlaender
1887.

Motto:

„Die Poesie hat ihre eigne Sittlichkeit, diejenige, welche aus dem Wesen der Schönheits- und Wahrheitsliebe folgt, das ihr eignes Wesen ist, wie verhüllt und indirect es sich auch äußere; aber sie ist nicht an die gesellschaftlichen Rücksichten unsres Verkehrslebens gebunden.“

Georg Brandes.

Inhalt:

Liebes-Rausch und Tausch.

Wenn Du Deinen Leidenschaften widerstehst, so dank' es mehr ihrer Schwäche, als Deiner Stärke.

De la Rochefoucauld.

Auf meinen Fußwanderungen durch das mittlere Schlesien stieß ich einmal mitten in dem großen Laubwalde, der sich zu beiden Seiten der Oder meilenweit ausdehnt, unversehens auf einen Kirchhof, hinter dem sich auf anmuthigen Hügeln die Häuser und die Kirche eines Dorfes zeigten.

Zur rechten Seite drängte sich der Wald bis dicht an das Dorf heran, zur linken führte ein weiter Wiesenplan bis an die Oder hinab, an deren jenseitigem Ufer der Wald sich weiter fortsetzte.

Das ganze Bild vor mir war außerordentlich freundlich, und ich blieb einige Minuten, in seinem Anblick versunken, stehen.

Es war im September, einer jener Spätsommertage, an denen kein Wölkchen am Himmel erscheint, die Luft sich kaum bewegt, und die Erde wie in einem goldigen Gewebe von Sonnenstrahlen eingesponnen ist. Im Walde dringt kein lauter Ruf an unser Ohr, die

Vögel haben längst aufgehört zu singen, und regungslos stehen die Blätter der Bäume. Ein Hauch der Ewigkeit weht uns an in solcher einsamen Stille.

Aber ich mußte vorwärts.

Ein niedriger Zaun, den ich jetzt überstieg, trennte den Kirchhof von den hohen Bäumen des Waldes, kurzes, wildverwachsenes Gestrüpp und ein bunter, reichsprossender Blumenflor wucherten auf und zwischen den Gräbern, durch die ich mir, hier und da eine Inschrift auf den hölzernen Kreuzen lesend, Bahn brach. Ein starker Duft von wilden Himbeeren schlug mir entgegen, Bienen und Hummeln summten bald ganz nah, bald entfernter an mir vorüber.

Ich wandelte wie im Traum.

Jetzt gewahrte ich ein hohes, eisernes Gitter, das einen viereckigen Raum umschloß, in welchem mehrere wohlgepflegte Gräber unter dunklen Cypressenbäumen standen.

Auf einer Bank in der Mitte dieses Raumes saß ein Greis von mindestens 80 Jahren, mit einem zufriedenen, freundlichen Ausdruck im Gesicht, mit schneeweißem Haupthaar, das unter dem schwarzen Sammetkäppchen noch reichlich hervorquoll. Die Arme hatte er auf einen Stock gestützt und blickte, ohne sich zu regen, still sinnend vor sich hin.

Ich stand am Gitter und beobachtete den alten Herrn einige Zeit, ohne daß er mich bemerkte. Da

zertrat ich unwillkürlich ein Gezweig zu meinen Füßen, und er schaute auf.

Ehrfurchtsvoll zog ich den Hut, und er nickte mir zu.

„Wie schön ist es in diesem stillen, einsamen Garten," sagte ich, um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Freilich, schön und still, aber einsam ist es nicht," erwiderte er mit etwas zitternder, jedoch wohlklingender Stimme.

„Nicht einsam? Stört man Sie denn hier oft?"

„Das nicht. Aber ist der einsam, der mitten unter den Seinigen ist? Hier habe ich sie alle beisammen, und da ich sie noch alle liebe und in der Erinnerung mit ihnen verkehre, sind sie auch nicht todt, — denn sie wirken ja noch auf mich ein."

„So viele Gräber und alle die Ihrigen? Da sind wohl auch Ihre Urahnen dabei?"

„Keiner von denen, die hier ruhen, ist älter als ich; die meisten aber viele, viele Jahre jünger. Auch sind nicht alle durch Verwandtschaft, sondern auch nur durch Schicksale mit mir verbunden. Sehen Sie, hier die drei Gräber und dazwischen das Kindergrab" — er deutete mit dem Stocke darauf hin — „bergen keinen Angehörigen von mir, aber sie sind mir lieb und bilden einen zusammengehörigen Kranz von Erinnerungen für mich, obwohl die Personen im Leben nur kurze Zeit einander nahe standen und doch wohl durch eigene Schuld zu Grunde gingen."

Das zweifelhafte „doch wohl durch eigene Schuld" ließ mich merkwürdige Schicksale vermuthen; das giebt eine „Geschichte", dachte ich mir, und da der Alte fortplauderte und mich schließlich aufforderte, neben ihm Platz zu nehmen, um besser hören zu können, so hatte ich wirklich eine gefunden.

Freilich nur eine unvollkommene, denn der Herr Pfarrer — das war der alte Herr — konnte eben nur erzählen, was er selbst wußte, oder er verschwieg mir absichtlich dies und jenes, und so blieben mancherlei Lücken, so fehlte hier und da ein Uebergang, ich wußte nicht recht, wie gewisse Dinge, die mir wichtig schienen, ineinandergriffen, wie sie nothwendig so hatten geschehen müssen.

Endlich erhob ich mich und ging weiter, nachdem der Alte in herzlicher Weise mich verabschiedet hatte.

Im Wandern aber mußte ich immer noch an die Erzählung denken, und wunderbar! — was mir der Alte verschwiegen, das plauderte mir der Fluß und der Wald und das Pfarrhaus und die Kirche und die Landstraße und die Dorfschänke aus, bis ich Alles beisammen hatte.

I.

Vor zwanzig Jahren, an einem Ostersonnabend im April — der Tag neigte sich schon dem Ende — wanderten durch den großen Wald, von dem ich eben berichtet, aber auf dem jenseitigen Ufer der Oder, zwei

junge Männer rüstig und schweigsam einen schmalen Fußpfad hintereinander her. Beide überließen sich ganz dem wundersamen Eindruck, den der junge Frühling; die laue Luft, der volltönende Gesang der Nachtigallen auf ihre Herzen ausübte.

Der ältere von ihnen, eine wohlgebildete Mannesgestalt im Alter von etwa 26 Jahren, hielt den Blick zur Erde gesenkt, sein bleiches Antlitz verrieth noch die Spuren einer unlängst überstandenen schweren Krankheit, aber um seine Lippen spielte ein stilles, hoffnungsfrohes Lächeln, der unwillkürliche Wiederschein seiner träumerischen Gedanken.

Hans Dornek war Privat-Docent an der Universität B., ein frühreifer Mann, der sich auf seinem wissenschaftlichen Gebiete, der deutschen Philologie, schon einen gewissen Ruf erworben hatte, und dem eine „gute Carriere" sicher zu sein schien. Er gehörte zu jenen idealen Naturen, bei denen das Nachdenken und Grübeln über ihre eigenen Empfindungen zur Leidenschaft wird; die jede Regung ihres Herzens belauern und in Verzweiflung gerathen, wenn eine Stimmung über sie Herr wird, die mit der Reinheit ihrer Seele in Widerspruch zu stehen scheint. Aus einer angesehenen, aber verarmten Beamtenfamilie stammend, lebte er im Uebrigen, ohne noch Eltern, Geschwister oder sonstige Verwandte zu haben, zurückgezogen in bescheidenen Verhältnissen, kam wenig mit der Außenwelt in Berührung und ging

völlig in seinen Studien und in seiner Neigung für die Musik auf.

Durch diese letztere ward die Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen angeknüpft, die bedeutungsvoll für sein Geschick werden sollte.

Der Besitzer des Hauses nämlich, in welchem Dornek wohnte, ein reicher Kaufmann, hatte eine Tochter, welche der Musik leidenschaftlich ergeben war und sie mit außerordentlicher Gewandtheit ausübte.

Die Kunst, welche die beiden jungen Leute zuerst um ihrer selbst willen zusammengeführt hatte, sollte bald auch die Brücke zum Verkehr der Herzen zwischen ihnen bilden. Ermuthigt durch die unverstellte Offenheit des jungen Mädchens wagte Dornek ihrem Vater seine Liebe zu bekennen und um die Hand der Tochter zu bitten, deren Zustimmung ihm gewiß war. Zu seinem großen Schmerze aber wurde er mit der zwar freundlichen, jedoch ebenso entschiedenen Antwort zurückgewiesen, daß Frieda noch zu jung sei — sie war in der That erst 16 Jahre alt — um ihre Gefühle richtig beurtheilen zu können. Es dürfe daher ein weiterer Verkehr „zur Vermeidung zukünftigen größeren Unheils" zwischen ihnen nicht mehr stattfinden. Uebrigens — wurde Dornek vertröstet — sei es ihm unbenommen, in einigen Jahren, „wenn auch seine bürgerliche Stellung sich gefestet haben würde", wiederzukommen, falls bis dahin seine Neigung sich als echt erwiesen haben sollte. Wenige

Tage darauf reiste der Kaufmann mit seiner Tochter nach Italien, ohne daß Dornek seine Geliebte noch gesehen oder auch nur ein Wort des Abschiedes oder gar der Hoffnung von ihr vernommen hätte.

Dieser jähe Uebergang von höchstem Glück zu völliger Hoffnungslosigkeit, die sich des jungen Mannes bemächtigt hatte, rieb seine Kräfte völlig auf und warf ihn wochenlang auf's Krankenlager, von dem er sich erst erhob nachdem er einige Male dem Tode sehr nahe gewesen.

Da er, wie gesagt, Verwandte nicht hatte, die ihn hätten pflegen können, so nahmen sich Nachbarsleute seiner an und thaten ihr Möglichstes, um den bescheidenen Gelehrten, den sie längst liebgewonnen hatten, zu retten.

Vor Allen aufopferungsfreudig war ein junger Primaner, der bei den Leuten in Pension war und der ganze Nächte nicht von dem Bette des Kranken wich. So bildete sich allmälig eine herzliche Zuneigung zwischen den beiden jungen Leuten aus, welche während der Genesenszeit fast zur Freundschaft erstarkte.

Dornek fand Gefallen an der Frische und Fülle der Gesundheit seines liebevollen Pflegers, dem wiederum der vertrauliche Umgang mit dem geistig bei Weitem überlegenen Manne nicht wenig schmeichelte.

So war es ganz natürlich, daß Dornek die Einladung Pauls, der eben das Gymnasium für immer

verlassen sollte, mit ihm zur Kräftigung der Gesundheit einige Wochen in dem väterlichen Pfarrhause zuzubringen, jetzt, da der Frühling mit ganz besonderer Pracht und Wärme eingezogen war, mit Freuden entgegennahm.

Dornek malte sich das „idyllische Landleben“, das er niemals kennen gelernt hatte, noch dazu in einem Pfarrhause, ganz prächtig aus und konnte kaum den Tag erwarten, an dem die kurze Reise unternommen werden sollte.

Zu dieser neu erwachenden Freude am Leben gesellte sich noch ein unerwartetes Ereigniß, um das Glück des Genesenden auf den höchsten Grad zu steigern.

Da er nämlich, um bei seiner Abreise sein Studirzimmer in bester Ordnung zu hinterlassen, die vielen, zerstreut umherliegenden Papiere musterte, um das Wichtige aufzubewahren, das Unwichtige zu verbrennen, fiel sein Auge plötzlich auf einen geschlossenen Brief, dessen Aufschrift ihm die Züge einer ihm völlig fremden Hand zeigte. Er hielt den Brief in der Hand, und fühlte, ohne sich sagen zu können, warum, sein Herz laut pochen. Eine unsäglich liebliche Ahnung stieg in ihm auf, er öffnete den Brief und fand sich nicht getäuscht: er enthielt ein Bildniß und wenige, aber überaus herzliche Abschiedsworte Friedas, die sie am Tage ihrer Abreise dem geliebten Freunde gesendet hatte, die

aber durch die Nachlässigkeit eines Dienstboten nicht sogleich in Dorneks Hände gelangt waren.

Das Bild Leonorens war von sprechender Aehnlichkeit und sein Anblick ließ Dorneks Liebe in der alten Gluth wieder aufleben. Er küßte es leidenschaftlich und ward nicht müde, den Brief immer wieder von Neuem zu lesen. In einer Nachschrift desselben aber hieß es: „War unsere Liebe echt, so werden sie hundert Meilen der Entfernung und tausend Tage der Trennung nicht zerstören."

Diese Worte waren es, die Dornek jetzt, da er durch den frühlingsfrischen Wald ging, sich tausendmal wiederholte und mit dem Refrain des Uhland'schen Liedes: „Nun muß sich Alles, Alles wenden" zu süßester Harmonie verband.

Sein Gefährte, Paul Ehlert, ein hochaufgeschossener Jüngling von 19 Jahren, blickte mit dem Ausdruck wonnigsten Behagens in die mit den halbausgebildeten, frischen Blättern geschmückten Zweige, darüber hinaus in den schon dunkelnden Abendhimmel, von dem soeben die ersten Sterne freundlich herabschimmerten, und sein Herz begehrte nicht, daß sich irgend etwas in seinem Leben wende, denn glücklicher, als er war, hätte er doch nicht werden können.

„Hans," rief er seinem älteren Genossen zu, „was sinnst Du?" Man hörte dem Tonfall seiner Worte

an, daß er sich auf das Duzen seines Begleiters etwas zugute that.

„Ich hoffe das Beste," erwiderte der Angeredete und hob den Kopf in die Höhe.

„War es nicht recht, daß wir den Weg durch den Wald zu Fuß nahmen? Hat er Dich angestrengt?"

„Nicht sehr. Ich fühle die alte Kraft in meine Glieder zurückkehren und mit ihr neues Leben. Mir ist zu Muthe, als wäre ich selbst ein wandelnder Baum und stünde im ersten Blätterschmuck wie diese hier, und Alles müßte gut werden."

„So gefällst Du mir. Nun scheinst Du endlich Deine Krankheit überwunden zu haben, — ich meine auch das, was Dich innerlich, seelisch gequält hat, von dem Du mir nie etwas hast sagen wollen."

„Das war auch nichts für Dich, Paul; vielleicht erfährst Du später einmal davon. — Wie weit ist es noch bis zu Deiner Heimat?"

„In fünf Minuten sind wir an der Oderfähre. Dort holt uns der alte Rodewald herüber, und dann sind wir in zehn Minuten daheim."

Der Fußpfad machte jetzt eine scharfe Biegung, und die grünumkränzte Oder lag in stattlicher, durch die Frühjahrswasser hervorgerufener Breite vor den Blicken der Wanderer.

„Hoiho! Da sind wir!" rief Paul, den Hut schwenkend. „Holüber! holüber! — Doch, was tausend!

Hat der alte Rodewald unsre Ankunft schon geahnt? Da rudert er ja schon auf uns zu! — Aha! er bringt noch Jemand herüber."

Auf dem sich nähernden Kahne erkannte man jetzt deutlich außer dem Schiffer noch eine Person, die den beiden Wanderern am Ufer den Rücken kehrte und sich so in einen Mantel hüllte, daß Paul sich vergeblich bemühte, sie schon aus der Ferne zu erkennen.

Als der Kahn auf etwa 50 Schritte herangekommen war, rief Paul: „Guten Abend, Rodewald, ist Alles gesund?"

„Alles, junger Herr! Grüß Sie Gott, wie geht es Ihnen?"

„Mir geht es vortrefflich."

Jetzt legte der Kahn an, und der Fremde kroch langsam heraus, offenbar bemüht, unbemerkt davon zu kommen. Paul hatte ihn aber scharf in's Auge gefaßt und hielt ihn jetzt am Mantel fest.

„Was seh ich!" rief er, „Sie sind es, Herr Candidat! Haben Sie mich nicht erkannt? Wohin denn noch so spät?"

Der so Angeredete drehte sich herum und ließ das seltsamste alte Gesicht sehen, das man sich nur denken konnte. Da er auch die schäbige Mütze vom Kopfe zog, wurde seine ganze Physiognomie sichtbar und verfehlte nicht, die lebhafteste Neugier in Pauls Begleiter zu erregen.

Der Herr Candidat war ein Mann von etwa 60 Jahren, hatte einen völlig kahlen und außerordentlich breiten Schädel, unter welchem zwei gutmüthig blasse Augen schüchtern hervorblickten, wie um Verzeihung bittend für die ungeheuer große Nase, die sich zwischen ihnen auf den Beschauer zudrängte und in bläulich rothem Lichte erstrahlte. Seine Kleidung war in höchstem Grade defect, der abgeschabte Mantel an einigen Stellen zerrissen, und die Füße steckten in viel zu großen, für sie jedenfalls nicht berechneten, sich an den Spitzen nach oben krümmenden Stiefeln.

Er schaute in sichtlicher Verlegenheit bald auf Paul, bald auf Dornek, bald auf den in seinen Bart hineinkichernden Rodewald und war mehrere Secunden lang nicht im Stande ein Wort hervorzubringen.

Endlich stotterte er: „Ah, ah, Herr Paul! Du bist es! Nein, wie Du gewachsen bist, ich habe Dich kaum erkannt. Nun, der Vater wird sich ja sehr freuen."

Und zu Dornek gewendet, fügte er, seine Worte mit mehreren ungeschickten Verbeugungen begleitend, hinzu: „Ich habe wohl das Vergnügen, Herrn Doctor Dornek vor mir zu sehen, der unserm Dörfchen die Ehre eines längeren Besuches zugedacht hat, und von dem Paul schon öfter berichtet hat?"

Dornek verneigte sich kurz und schwieg.

„Ja, Herr Candidat," sagte Paul lachend, „das ist Herr Doctor Dornek. Aber nun sagen Sie mir,

wohin Sie in aller Welt noch wandern wollen, die Nacht bricht ja herein?"

Der Candidat sah wieder in höchster Verlegenheit dem im Kahne stehenden und sich auf sein Ruder stützenden Rodewald in's Gesicht, wandte sich aber sofort wieder ab, als ihm dieser nur ein halb gutmüthiges, halb verschmitztes Lächeln zeigte, ohne ihm mit einem Worte zu Hilfe zu kommen.

„Hast Du denn noch nicht vernommen," begann er endlich zu Paul gewendet und stieß einen Seufzer aus, wie aufathmend, daß er die Sprache wiedergefunden — „hast Du denn noch nicht vernommen, daß in Dachsdorf gestern der kleine Sohn des Gutsbesitzers Heller gestorben ist und morgen begraben werden soll?"

„O, das thut mir leid," erwiderte Paul aufrichtig, „aber was wollen Sie jetzt noch drüben in Dachsdorf?"

Wieder begann auf dem runzligen Gesichte des Candidaten die Verlegenheit aus jeder Falte hervorzulugen, und er rang sichtlich nach Worten.

Endlich stieß er hervor: „Nun, ich — ich habe noch eine Botschaft hinüberzutragen vom Herrn Papa wegen des Leichenbegängnisses morgen, und da werde ich wohl dort übernachten. Uebrigens," setzte er rasch hinzu, um weiteren Fragen zu entgehen, „übrigens wirst Du wohl als Leichenträger fungiren müssen. Du bist das der Familie schuldig, und da an geeigneten Persönlichkeiten in der Nachbarschaft Mangel ist, so

wird sich wohl auch der Herr Doctor, als Dein Freund, dazu entschließen müssen. Es ist nichts Schlimmes,“ sagte er lachend zu Dornek, „und es gilt hier zu Lande als eine Ehre und wird von der leidtragenden Familie auch als Ehre betrachtet.“

„Ich bin zu Allem bereit,“ sagte Dornek, zwar mit heiterer Miene, aber nicht der gleichen Empfindung, denn die ganze Begegnung mit dem seltsamen Candidaten und das Gespräch mit ihm paßte gar zu wenig zu der idyllischen Stimmung, in der er sich befand und in der er das Pfarrhaus zu betreten gehofft hatte.

„Wir werden natürlich unsere Pflicht thun!“ sagte Paul, und setzte dem noch immer barhäuptig dastehenden Candidaten die schäbige Mütze auf den Kopf. „Und nun gehaben Sie sich wohl, Herr Candidat,“ fügte er lachend hinzu, „richten Sie Ihre Botschaft gut aus, möge sie eine echte Osterbotschaft sein, und verhüte der Herr, daß Ihr Evangelium auf die ungläubigen Ohren irgend eines Thomas falle.“

Nach diesen Worten brach der alte Rodewald in ein unbändiges Gelächter aus, das ein vielfältiges Echo aus dem Walde wiedergab, die beiden Herren bestiegen den Kahn, und der alte Candidat rief den Abfahrenden mit bittersüßem Lachen zu:

„Der Herr Paul ist doch noch immer der alte Spaßvogel! Na wohl zu schlafen! wohl zu schlafen!“ Er schwenkte die Mütze, hüpfte ungeschickt auf einem

Beine, gab eigenthümliche, den Hörer mit Schauer erfüllende jauchzende Laute von sich und verschwand tänzelnd im Walde.

Nachdem der alte Rodenwald sich von seinem Lachen erholt hatte, fragte Dornek: „Was ist das für ein unheimlicher Kauz gewesen?"

„Das ist unser altes Familienräthsel," erwiderte Paul, „meines Vaters Jugendgenosse, der es nicht weiter als bis zum Candidaten gebracht hat, die Hälfte des Lebens als Hauslehrer von Ort zu Ort gewandert ist, und dem jetzt mein Vater das Gnadenbrot giebt, das er sicherlich nicht verdient hat."

„Das will ich meinen," bestätigte der alte Rodewald.

„Die Gemeinde, fuhr Paul fort, „hat sich lange dagegen gesträubt, den seltsamen Menschen hier zu behalten, da er allerhand Zwietracht unter den Leuten säete und die Leute länger als gebührlich in den Schänken durch seine Erzählungen aufhielt. Aber mein Vater ist von einer unsäglichen Nachsicht gegen ihn, versucht ihn immer wieder auf den richtigen Weg zurückzubringen und beschäftigt ihn in der Dorfschule, in der er jetzt noch und mit entschiedenem Erfolge thätig ist. So ist er allmälig geduldet worden, ja, man hat sich derartig an ihn gewöhnt, seiner komischen Einfälle wegen, daß er sogar in den besseren Familien der Umgegend Zutritt hat, freilich nur, wie man wohl einen gutmüthigen

Hund in's Zimmer läßt und ihn hinauswirft, wenn er sich unanständig beträgt. Er hat noch immer tüchtige Kenntnisse, ist bewandert in Philosophie und Literatur und spielt auch nicht schlecht die Orgel. Auch an lächerlicher Eitelkeit fehlt es ihm nicht; er heißt nämlich Young und behauptet, ein directer Nachkomme jenes englischen Dichters, des Verfassers der „Nachtgedanken", zu sein, mit dem er sein tiefes Gefühl und seine schwermüthige Gesinnung gemein haben will. Und in der That giebt es Tage, an denen er wie ein Gespenst umherschleicht, weder ißt noch trinkt und von qualvollen Gedanken heimgesucht zu werden scheint. Mein Vater hat ihm ein Stübchen angewiesen und bewacht ihn wie einen Knaben, aber alle seine Vorsicht ist unnütz. Er ist auch jetzt gewiß wieder heimlich durch das Fenster entkommen, um in Dachsdorf in irgend einer Schänke sein Wesen zu treiben."

„Ja, ja, so ist es," bestätigte Rodewald. „Er hat die Herren hier schon eher erkannt als ich und mich gebeten, ihn ja nicht zu verrathen, er hatte wieder kein gutes Gewissen. Na, helfen kann man doch nicht mehr, so mag er selber verantworten, was er thut."

„Hat denn das mit dem Begräbniß seine Richtigkeit?" fragte Paul.

„Ja, das ist richtig," erwiderte Rodewald.

„Und wir müssen wirklich Leichenträger spielen?" fragte Dornek weiter.

„Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, es ist einmal hier Sitte," gab Paul zur Antwort.

Der Kahn wurde angelegt, die beiden Wanderer wünschten dem alten Rodewald, der in einer Hütte am Wasser hauste, eine gute Nacht und setzten ihren Weg fort.

Auf der kurzen Strecke zum Pfarrhause, das auf einem mit Obstbäumen, Haselnußsträuchern und anderem Gebüsch bewachsenen Hügel anmuthig in die grüne Ebene hinabschaute, wurde Paul nicht müde von seinen Unternehmungen in den nächsten Tagen zu reden, von seinen Streifereien durch die Wälder mit dem Sohne des Oberförsters, der gleich ihm sich der Forstwissenschaft widmen wollte, von tausend lustigen Streichen, an denen Dornek sich betheiligen sollte.

Dieser aber empfand bei Pauls Ergüssen ein merkwürdiges Sinken seiner Stimmung, wie vorhin, als der Candidat zur Betheiligug am Begräbniß aufgefordert hatte. Der Unterschied der Jahre und der Lebensanschauungen, den bisher schwere Leiden auf der einen und jugendliche Hingebung auf der andern Seite ausgeglichen hatten, trat Dornek zum erstenmale deutlich vor sein geistiges Auge, und zugleich hatte er die unangenehme Empfindung, als habe er sich selbst in eine Situation gebracht, in die er nicht recht paßte. Seine Gedanken weilten unausgesetzt bei der Geliebten, und er bezweifelte jetzt, ob er die Reise überhaupt unternommen

haben würde, wenn er das Bild Friedas, ihre herrlichen, glückverheißenden Zeilen eher gefunden hätte, als er Paul die Zusage, ihn begleiten zu wollen, gegeben hatte.

Was wollte er in diesem neuen Kreise von Menschen, denen er und die ihm so gleichgiltig sein mußten; wie kam er dazu, morgen unter fremden Leidtragenden eine für ihn durchaus nicht wünschenswerthe Rolle zu spielen, er, der sich nach ländlicher Stille und Abgeschiedenheit gesehnt und von einem idyllischen Pfarrhausleben geträumt hatte? Und ablehnen durfte er die ihm zugedachte „Ehre" umsoweniger, als nach den Worten Pauls und des Candidaten durchaus kein Zweifel in seine Bereitwilligkeit, sie anzunehmen, gesetzt worden war.

So betrat er das Pfarrhaus mit keineswegs freudigen Empfindungen, da er mit seinem süßen Geheimniß am liebsten wieder zurück in den Wald geflüchtet wäre, wo er seine entzückenden Träume von vorher wiederzufinden hoffte.

Paul ahnte von alledem nichts. Er führte seinen Gast in fröhlichster Laune sofort auf das für ihn zubereitete Zimmer, zündete Licht an, hieß ihn in seiner Wohnung willkommen und bat ihn, sobald er ein wenig den Staub der Reise von sich geschüttelt habe, hinabzukommen in das gemeinsame Speisezimmer, wo sie zu Abend essen wollten. Dann ließ er Dornek allein.

Dieser schaute sich in dem engen, etwas dumpfigen Zimmer, das wenig Behaglichkeit versprach, um, und es wurde ihm immer beklommener zu Muthe. Wie hatte er sich das doch ganz anders gedacht! Er öffnete ein Fenster und ließ die frische Abendluft herein. Dann ordnete er schnell seine Kleidung, besah noch einmal lange und zärtlich das Bild seiner Geliebten und schritt mit stoischer Ergebenheit die wackelige Treppe hinunter in das große Eßzimmer.

Dort fand er Paul bereits am Tische sitzend an der Seite seines Vaters, einer alten knorrigen Figur mit gutmüthigem, breitem Gesichte, das seinen 60 Jahren zum Trotz rosig frisch aussah und die bereits grauen Haare Lügen zu strafen schien.

„Willkommen auf dem Lande," rief der Alte sich erhebend und dem Gaste beide Hände entgegenstreckend, „willkommen, Herr Doctor, nehmen Sie vorlieb bei uns mit freundlicher Gesinnung und frischer Landluft. Sie sollen sehen, in acht Tagen haben Sie ebenso rothe Backen wie mein Paul."

Dieser liebenswürdige Empfang und das biedere, herzliche Wesen des trotz seiner Einsamkeit — denn seine Frau war längst todt und Paul der einzige überlebende Sohn — geistig so jung und frisch gebliebenen Alten versetzte Dornek wieder in bessere Laune, wobei er nicht unterließ, den reichlich vorgesetzten Speisen und guten Getränken die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Das Gespräch war bald in munterem Flusse. Der Pfarrer, durch die Ankunft seines Sohnes auf's Freudigste erregt, erzählte die lustigsten Schnurren und ließ keinen trüben Gedanken aufkommen. Dabei wußte er in wohlwollender Weise allerhand Vorschläge zu machen, wie Dornek auf die angenehmste Art die Zeit hier am Orte zubringen könne, ohne den Geist besonders anzustrengen, was dem Reconvalescenten verboten war, und stellte ihm schließlich die Orgel der Kirche zur Verfügung, auf der er seinen Liebling, Sebastian Bach, nach Herzenslust tractiren könne.

So verging der Abend schnell, und als endlich Dornek sein Zimmerchen aufsuchte, und die Sterne freundlich zu ihm hereinschimmerten, schien ihm die Welt unendlich schön, und er schlief unter angenehmen Träumen ein.

II.

Als er am anderen Morgen ziemlich spät erwachte, war die schöne Welt von gestern vollkommen verwandelt. Grau und trübe hing der Himmel über dem Lande, ein feiner kalter Regen fiel an die kleinen Scheiben des Pfarrhauses, und ein klagender Wind durchzog Garten und Wald.

Dornek, der wie alle empfindsamen Naturen ungemein vom Wetter beeinflußt wurde, blickte mit tiefstem Unbehagen in die verschleierte Landschaft und seufzte schwer.

Er kleidete sich langsam an und begab sich hinunter in's Eßzimmer, wo ihm Paul fröhlich entgegentrat und ihn einlud, dem frischen Osterkuchen und dem auf dem Tische dampfenden Kaffee zuzusprechen, da nicht mehr viel Zeit zu verlieren sei, denn in zehn Minuten beginne die Predigt, bei der sie doch nicht fehlen dürften.

Dornek glaubte nicht recht gehört zu haben; eine Predigt sollte er sich auch noch anhören, eine Predigt in der Dorfkirche?

Doch er dachte mit Odysseus: „Halt aus, mein Herz, Du hast schon Schlimmeres erduldet," und er ging wirklich in die Kirche.

Es wurde natürlich über die Bedeutung des Osterfestes als des Wendepunktes gepredigt, mit welchem neues Leben in die Natur, neue Hoffnung in die wintermüde Brust des Menschen einzöge, der gerade in dem ewigen Wechsel von Schmerz und Freude den hohen Werth des Lebens erst zu ermessen vermöge.

In welcher Kirche würde an diesem Tage nicht das gleiche Thema behandelt?

Dornek war darauf gefaßt, er wollte es verträumen, aber es gelang ihm nicht. Der Pfarrer wußte das alte Thema in seiner schlichten Weise doch so ergreifend zu variiren, ohne Zuhilfenahme des geringsten Mysticismus, und seine Blicke waren dabei so häufig auf Dornek gerichtet, daß dieser bis in's Innerste getroffen fast zu der Meinung kam, als sei die Predigt besonders für

ihn gemacht. Wahrhaft erhoben und mit dem Vorsatze, den trefflichen alten Herrn näher kennen zu lernen, verließ er die Kirche, und Leonorens reines Bild verklärten seine Gefühle zu einem ruhigen abwartenden Glück, wie er es seit langer Zeit nicht empfunden hatte.

Aber Dornek sollte an diesem Tage noch öfter aus dem ruhigen Gleichgewicht der Gefühle herausgerissen werden, denn die Vorstellung, welche er sich daheim von dem Leben auf dem Lande gemacht hatte, wollte durchaus mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen.

Nach einem in stiller Gemüthlichkeit eingenommenen Mittagsmahle machten sich Paul und Dornek auf den Weg nach Dachsdorf, um die nöthigen Vorbereitungen für ihr Amt als Leichenträger zu treffen; der Pfarrer wollte später nachkommen. Von der Oberfähre aus war Dachsdorf auf einem schlechten Landwege, der zuerst durch den Wald, dann durch kahles Feld führte, zu Fuß in etwa einer halben Stunde zu erreichen.

Paul führte seinen Gast zunächst nicht in das herrschaftliche Gebäude, sondern in das sogenannte Beamtenhaus und traf dort in einem von Cigarrenrauch ganz erfüllten Gemache mit dem ältesten Sohne des Gutsbesitzers Heller, aus erster Ehe, und dem jungen Forstgehilfen zusammen, die ebenfalls als Leichenträger fungiren sollten.

Nach erfolgter Vorstellung wurde Dornek aufgefordert, sich auf einem harten Sopha niederzulassen und ihm,

ohne daß er den Wunsch zu trinken oder zu essen geäußert hätte, ein Glas Rothwein und kaltes Fleisch vorgesetzt, was er unberührt vor sich stehen ließ, während Paul und seine Genossen lustig schwatzend die Speisen und Getränke sich vortrefflich schmecken ließen.

Man plauderte von dem bevorstehenden Begräbniß wie von einer zu unternehmenden Landpartie, so daß Dornek mißmuthig schweigend vor sich hinbrütete. Besonders der junge Heller schien in fröhlicher Stimmung und stürzte ein Glas nach dem andern hinunter. Plötzlich begann er zu Dornek gewendet:

„Da fällt mir ein, Herr Doctor, haben Sie auch einen Cylinderhut mitgebracht? Ohne diesen geht es hierzulande bei so feierlichen Gelegenheiten nicht ab."

„Richtig," sagte Paul, „daran haben wir nicht gedacht."

„Ich glaubte nicht, auf dem Lande einen zu gebrauchen," erwiderte Dornek kurz.

„Nun, dem kann abgeholfen werden," sagte der junge Heller, indem er sich erhob und in einer Kammer nebenan verschwand, um bald darauf mit einem riesigen, gänzlich aus der Mode gekommenen Hute in der Hand wieder zu erscheinen.

„Hier ist ein solches Möbel, ein Erbstück meines Onkels, das allenfalls den beabsichtigten Zweck noch erfüllen kann," sagte er lachend und setzte ohne Weiteres den Hut auf Dorneks Kopf.

Die drei jungen Leute brachen in ein lautes Gelächter aus, denn der Hut sank tief über die Ohren Dorneks hinab, der ihn mühsam wieder in die Höhe zog und gute Miene zum bösen Spiel zu machen versuchte.

„Muß es denn ein solcher Hut sein?" fragte er, fast wehmüthig lächelnd.

„Es muß sein," war die Antwort der drei jungen Leute.

„Uebrigens," setzte Paul hinzu, „kannst Du Dich trösten, Du wirst Genossen im Unglück haben. Auch die übrige Toilette kehrt sich hier wenig an die Mode. Sieh Dir zum Beispiel unsern Freund Forstgehilfen hier an; trägt der nicht einen Frack, der verdiente dem Alterthumsmuseum in unserer Hauptstadt einverleibt zu werden?"

Dabei hob Paul seinen schwächeren Kameraden, dem die Schamröthe in's Gesicht schoß, vom Stuhle empor und drehte ihn mehrmals im Kreise herum, so daß man das in der That höchst merkwürdige, mindestens drei Generationen angehörige Kleidungsstück von allen Seiten bewundern konnte.

Jetzt wußte sich selbst Dorneck nicht mehr zu bemeistern und stimmte in den lauten Lachchor der Uebrigen fröhlich mit ein. Ein solches Exemplar eines feierlichen Leibrockes war ihm selbst bei seinen alten Professoren

noch nicht vorgekommen, die in diesem Punkte durchaus nicht fortschrittlichen Principien huldigten.

Nachdem man den Anzug geordnet hatte, setzten sich die vier Leichenträger in Bewegung, um nach dem Herrenhause hinüber zu gehen und ihres Amtes zu warten.

Dornek bemerkte jetzt an seinen drei Genossen einen ungekünstelten feierlichen Ernst.

Keiner sprach. Die Luft war wärmer geworden, und ein befruchtender Regen rieselte leise herab.

Das Herrenhaus war ein geschmackloser Neubau in ziemlich großen Dimensionen. Kahl und nur von ganz unbedeutenden, erst im vergangenen Jahre gepflanzten Bäumchen umgeben, stand er da in einem öden Hofraume, weit entfernt von den rein gehaltenen Scheunen und Ställen, als hätten sich diese von dem großen und unfreundlichen Gesellen in der Mitte absichtlich zurückgezogen.

In dem weiß getünchten Corridor im Innern des Hauses roch es noch nach frischem Anstrich.

Die vier Leichenträger begaben sich eine hölzerne, unter ihren Tritten krachende Treppe hinauf und traten sogleich in ein großes, mit theuren, aber geschmacklosen Möbeln ausgestattetes Zimmer ein, in dem sich bereits eine größere Anzahl Leidtragender versammelt vorfand.

Es war ein buntes Gemisch von Männern und Frauen jeglichen Alters mit jenem stupiden Ausdruck im

Gesichte, wie man ihn nur in Trauerversammlungen antrifft.

Mitten im Zimmer lag auf zusammengestellten Stühlen die kleine Leiche des achtjährigen Knaben in einem offenen, mit Blumen reich geschmückten Sarge, an dessen oberem Ende zwei Cypressenbäume standen.

In geringer Entfernung davon sah man zwei liebliche kleine Mädchen im Alter von etwa 7 und 9 Jahren, welche die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Bruder im Sarge zeigten und unaufhörlich weinten und schluchzten.

Sonst vernahm man keinen Ton.

Paul flüsterte Dornek in's Ohr: „Hellers sind noch nicht da, ich kann Dich noch nicht vorstellen."

Kaum aber waren diese Worte gesprochen, so öffnete sich eine Thür und ein Mann in den fünfziger Jahren mit breitem, trotzigem Gesichte trat in's Zimmer, und bald darauf folgte eine noch junge Frau von angenehmem, bescheidenem Aeußeren, in schwarzen Trauerkleidern.

Eine allgemeine Bewegung ging durch die bis dahin ruhig harrende Versammlung.

„Das sind sie," flüsterte Paul Dornek zu.

Die Anwesenden drängten auf die Eintretenden zu, um schweigend ihr Beileid auszudrücken, wie es auch schweigend entgegen genommen wurde.

Erst als der Vater seiner beiden laut weinenden

Töchterchen ansichtig wurde, rief er diesen in barschem Tone zu:

„Weint nicht so laut, ihr Mädel, das macht ihn doch nicht wieder lebendig.“

Niemand außer Dornek schien diese Worte, bei denen sich die Kinder scheu zurückzogen, als eine Rohheit zu empfinden.

Dornek aber war innerlich so empört darüber, daß er schon, mochte es welche Folgen auch immer haben im Begriffe war, das Zimmer und das Haus für immer zu verlassen, als gerade der alte Pfarrer mit seinem milden, menschenfreundlichen Gesichte eintrat und Dornek mit Augen anblickte, die zu sagen schienen: „Lernet nur Alles verstehen im Leben, und Ihr werdet milder urtheilen.“

Dornek blieb. Er ließ sich sogar durch Paul dem Herrn Heller und seiner Frau vorstellen, die ihm ihre Dankbarkeit wegen des ihnen erwiesenen Liebesdienstes aussprachen.

Der Pfarrer trat nach kurzer Begrüßung der leidtragenden Eltern an den Sarg, sprach wenige, aber zu Herzen dringende Worte, worauf der Sarg geschlossen wurde.

Eine kurze Pause trat ein. Niemand sprach, man hörte nur das unterdrückte Weinen der kleinen Mädchen.

Die Leichenträger hatten schon ihre Stellungen eingenommen und waren eben im Begriff den Sarg zu

erheben, als sich durch die geöffnete Thür eine üppige Frauengestalt von etwa 25 Jahren hineindrängte und sich durch die Anwesenden rüstig Bahn brach, um dem Elternpaare des Verstorbenen unter Thränen und lautem Jammern ihr Mitleid auszusprechen. Sie fiel der Mutter um den Hals, beklagte ihr Unglück tief und dem Vater des Verstorbenen die Hand reichend, sagte sie mit vernehmbarer Stimme: „Ich habe erst vor wenig Monaten an einem Grabe gestanden, ich weiß, was das heißt.“

Dann kniete sie zu den kleinen Mädchen nieder, die sich innig an sie schmiegten, küßte sie auf Mund und Augen und erhob sich dann wieder rasch.

Sie trocknete ihre Thränen, sah sich im Kreise um, hielt ihren Blick eine Secunde auf Dornek gerichtet, wandte sich erröthend von ihm ab und schien die Gesellschaft zu fragen, worauf man eigentlich noch warte.

Sie war groß und von schöner Figur, das Gesicht zwar nicht besonders fein oder durchgeistigt, jedoch von strotzender Gesundheit und frischer Sinnlichkeit, ohne eine Spur von Sentimentalität und Gefallsucht. Der Ausdruck ihres Mitgefühls war durchaus echt und wahr, so daß Dornek an ihre Thränen glaubte und von den Bewohnern des Landes wieder anfing besser zu denken.

Er selbst mahnte nun zum Aufbruch.

Die Leichenträger hatten bei der Ungewohntheit

ihrer Thätigkeit alle Mühe, ohne Unfall die Treppe hinabzukommen. Draußen wurde der Sarg auf einen Wagen gesetzt, neben welchem die vier Träger feierlich einherschritten, während die nächsten Verwandten des Todten zu Fuß, die übrigen Leidtragenden zu Wagen folgten, denn der Regen war wieder stärker geworden.

„Hättest Du Dir nicht träumen lassen vor drei Tagen, daß Du heute eine solche Rolle spielen würdest," sagte Dornek vor sich hin, als er fröstelnd neben dem Sarge herschritt, und allerlei wunderliche Gedanken stiegen in ihm auf über Menschenleben nud Menschengeschick, Tod, Glück und Unglück, er verirrte sich in die verwegensten Tiefen der Philosophie und hatte längst seine ganze Umgebung, den Regen, sich selbst und die Erde, auf welcher er in ungeheuerster Geschwindigkeit durch die Unendlichkeit dahinflog, vergessen, als ihn ein zufälliger Blick auf den Frack des vor ihm gemessen einherschreitenden Forstgehilfen in die volle Endlichkeit zurückversetzte.

Der Gegensatz seiner Empfindungen war so jäh, daß er sich Mühe geben mußte, nicht laut aufzulachen, denn die Figur vor ihm war in ihrer vom Regen triefenden Feuchtigkeit unsäglich komisch. Die beiden blanken Knöpfe auf dem Rücken des Fracks, von denen hin und wieder ein Tröpflein leise hinabglitt, sahen Dornek wie zwei weinende Augen an, als bäten sie

endlich um ihre wohlverdiente Ruhe, und der Reiz zum Lachen regte sich nur noch stärker in ihm, als er jetzt auch daran dachte, welche Figur er selbst wohl mit dem ungeheuren Hute auf dem Kopfe bildete.

Eine starke Neigung des Gemüths nach einer bestimmten Richtung hin erweckt leicht entgegengesetzte Empfindungen; es giebt selten eine Trauerhandlung, bei welcher nicht durch kleine Zufälligkeiten die Lachmuskeln auf's Aeußerste gereizt werden.

Der Zug konnte sich wegen des schlechten Weges nur langsam vorwärts bewegen und sollte, bevor er über die Oder setzte, noch einen längeren Aufenthalt erfahren.

An einem Kreuzwege nämlich sah man schon in geraumer Entfernung ein Häuflein Kinder sich hin- und hertummeln, die, sobald der Zug sich näherte, sich wohlgeordnet aufstellten, eine feierliche Haltung annahmen und aufmerksam auf ihren Anführer, den Candidaten Young, hinblickten, der jetzt ein Zeichen gab, auf welches hin der Leichenwagen hielt und die Kinderschaar zugleich ein geistliches Lied zu singen begann.

Es war ein seltsames Bild: Der alte Candidat mit seinem großen entblößten Kopfe, der feuerrothen Nase, den kleinen, von scheinbarer Rührung überfließenden Augen, in seinem abgeschabten, bis hoch hinauf mit Koth bespritzten Mantel, wie er vor der rothbäckigen Kinderschaar, die aus vollem Halse ihr Lied hervorbrüllte, den

Tact angab und jeden Vers selbst intonirte. Er schien zu ersterben vor Demuth, bückte sich bei dem Namen Jesu, der sehr oft in dem Liede vorkam, jedesmal tief in die Kniee und sang auch den Refrain des sechzehnstrophigen Liedes „Zeuch hin mein Kind" mit einer Stimme, die allem Irdischen Lebewohl gesagt zu haben schien.

Die Leidtragenden hätten sicherlich alle sechzehn Strophen über sich ergehen lassen müssen, wenn nicht dem Gesange auf eine räthselhafte Weise ein Ende gemacht worden wäre.

Dornek schaute gerade den Zug hinab, als er bemerkte, wie aus dem vordersten der dem Sarge folgenden Wagen jene junge Frau, die noch zuletzt als Leidtragende erschienen war, wie zufällig herausblickte. Sie sah mit gleichgiltigem Gesichtsausdruck auf den Candidaten.

Dieser hatte kaum die junge Frau bemerkt, als er wie vom Blitz getroffen zusammenfuhr, die Haltung verlor und mitten im Intoniren eines neuen Verses abbrach. Die Schuljugend stutzte und hörte ebenfalls auf zu singen, während zwei der dem Candidaten zunächst stehenden Schüler den Taumelnden aufzuhalten versuchten.

Young aber schien rasch seine Fassung wieder zu gewinnen, setzte seine Mütze auf und rannte auf dem

links abführenden Wege davon, auf welchem ihm die lachenden Buben schnell entschlossen folgten.

Dornek bemerkte nicht, daß die ganze Begebenheit auf die Leidtragenden auch nur irgend welchen Eindruck gemacht hätte, der Zug setzte sich wieder in Bewegung und zog ruhig seines Weges weiter. Selbst Paul und seine Collegen hatten dem Vorfall auch nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt.

„Wunderliches Volk, diese Landbewohner," dachte Dornek für sich.

Endlich langte man bei der Ueberfähre an, wo ein großer Prahm den Leichenwagen und die gesammte Trauerversammlung aufnahm und an's andere Ufer setzte, während die Wagen zurückblieben. Von da war es nicht mehr weit bis zum Kirchhofe, auf dem die vier Träger wieder in ihre Function traten und unter strömendem Regen nach den kurzen Worten des Geistlichen die letzten Schollen auf das frische Grab geworfen wurden.

Dornek suchte jetzt schleunigst davon zu kommen, er hatte für heute vollauf genug von der lieblichen Ländlichkeit und war in der Hoffnung, den Abend in stiller Zurückgezogenheit mit seinen Träumen zubringen zu können, schon bis an die Gartenpforte des Pfarrhauses gelangt, als er von Paul und dessen Vater eingeholt und mit freundlichen Worten angeredet wurde.

„Sie armer, lieber Doctor,“ begann der Pfarrer, „haben es wahrlich schlimm getroffen. Wenn dieses abscheuliche Wetter vorauszusehen gewesen wäre, so hätte ich Sie ganz gewiß von Ihrem unangenehmen Amte befreit.“

„Nun aber,“ setzte Paul lachend hinzu, „sollst Du auch zur Belohnung für Deine außergewöhnliche Tüchtigkeit ein warmes Gebräu erhalten, das ich Dir höchst eigenhändig zubereiten will. Du sollst sehen, wie ich das verstehe.“

„Recht so,“ sagte der Pfarrer, „und sintemalen Paul und ich ebenfalls unser Mögliches gethan haben, wollen wir Ihnen, Herr Doctor, wacker Gesellschaft leisten.“

In kurzer Zeit saßen die drei in behaglich warmer Stube beisammen und waren eben im Begriff, das erste Mal die Gläser anklingen zu lassen, als die Thür geöffnet wurde und jene Dame, die schon zweimal heute die Aufmerksamkeit Dorneks erregt hatte, auf der Schwelle erschien.

Die drei Männer setzten, ohne getrunken zu haben, die Gläser ab.

„Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren,“ sagte die junge Frau eintretend, „ich sehe, Sie haben den guten Gedanken schon ausgeführt, den ich eben hier anregen wollte. Mein liebster, bester Herr Pfarrer,

geben Sie mir etwas Warmes zu trinken, ich bin durch und durch erfroren."

„Kommen Sie, kommen Sie" sagte der Pfarrer, der wie die beiden andern Herren sich grüßend erhoben hatte, und die junge Frau an der Hand zum Sopha führte.

„Erlauben Sie, meine verehrte Frau Ulrike, daß ich Ihnen unsern lieben Gast, Herrn Privatdocenten Dr. Dornek vorstelle, der zur Erholung einige Zeit bei uns auf dem Lande zubringen wird."

Dornek verneigte sich schweigend.

„Vermuthlich erst seit sehr kurzer Zeit hier?" fragte Frau Ulrike Luck, Dornek genau beobachtend.

„Erst seit gestern," versetzte Dornek, nicht ohne einen ganz leisen, für weibliche Ohren doch vernehmbaren Seufzer.

„Sie scheinen nicht sehr erbaut von unserem Landleben," fuhr Ulrike fort, nachdem sie einen kräftigen Zug aus dem Glase, das Paul schnell herbeigebracht hatte, genommen, „ich sehe es Ihnen an, Sie wünschen sich jetzt schon wieder fort."

„Das ist zu viel gesagt, man muß sich eben an Alles gewöhnen," sagte Dornek lächelnd, „ich habe thörichterweise immer nur an das gute Wetter gedacht, wenn ich vom schönen Landleben träumte."

„Das ist es," stimmte der Pfarrer zu.

„Und was noch dazu kommt, Ihnen die Stimmung

zu verderben," fuhr Ulrike fort, „ist das Begräbniß, diese traurige Einrichtung, die ich hasse wie den Tod selbst. Ach Gott! was habe ich heute wieder ausgestanden! Wie häßlich, häßlich, häßlich ist das Alles, vom Zumachen des Sarges an, dem ich immer möglichst ausweiche, bis zum Vergraben in die Erde, noch dazu in die nasse, kalte, nicht mit Blumen geschmückte Erde. Und was danach kommt — puh! Die abscheulichen Bilder, die sich vor unsere Augen drängen — nein, lieber Herr Pfarrer, seitdem ich meinen herzigen, unwiederbringlichen kleinen Alfred habe in die Grube senken müssen, seitdem ist mir das Grab verhaßter als je, und ich habe schon Anordnung getroffen, daß mein Leichnam dereinst verbrannt wird, und daß die Asche, falls ich im Winter sterben sollte, solange verwahrt wird, bis sie im Frühling über ein emporsprießendes Blumenbeet gestreut werden kann."

„Wo sie ein schöner Aprilregen, wie der heutige, ebenfalls in einen recht angenehmen Zustand versetzen kann," erlaubte sich Paul lustig hinzuzusetzen.

Dornek sah Ulrike mit zweifelhaftem Blicke an, als wisse er nicht, ob er es mit einer Comödiantin zu thun hätte oder nicht. Der alte Pfarrer aber sagte gutmüthig lächelnd:

„Sie sind ja eine vollkommene Heidin, Frau Ulrike, lassen Sie solche Ansichten ja nicht meine Gemeindekinder hören, sonst wäre Ihre Beliebtheit hier bald zu

Ende. Vor mir brauchen Sie übrigens kein Hehl aus Ihren Gedanken zu machen."

„Das weiß ich," sagte Ulrike lachend, „und darum nehme ich auch kein Blatt vor den Mund. Ja, ich glaube, Sie thun unseren Landleuten Unrecht, wenn Sie annehmen, sie würden mir meiner ketzerischen Ansichten wegen ihre Sympathie entziehen."

Der Pfarrer zuckte lächelnd die Achseln, Dornek aber sagte:

„Ist das Landvolk hier überhaupt solcher Sympathieen und Antipathieen fähig?"

„Warum denn nicht?" fragte Ulrike lebhaft.

„Nach dem Eindruck, den ich heute von dem Landvolke empfangen habe, halte ich meine Zweifel für berechtigt."

„Welchen Eindruck haben Sie empfangen?"

„Ich hätte unter diesen einfachen Leuten, die uns immer so rein und tief in ihren Empfindungen von den Dichtern geschildert werden, nicht soviel Gleichgiltigkeit, ja sogar Rohheit erwartet, als ich sie heute gefunden habe."

„Du denkst an den Gutsbesitzer Heller, wie er die kleinen Mädchen zur Ruhe wies?" fragte Paul.

„Allerdings, daran denke ich hauptsächlich jetzt."

„Was war das?" fragte Ulrike.

Paul erzählte den Hergang.

„Ach, das ist wirklich nicht so schlimm, als es aussieht," sagte Ulrike, „Hellers sind brave Leute, ich habe das mehr als einmal zu erfahren Gelegenheit gehabt, und die harten Worte zu den Kindern hatten sicherlich in nichts anderem ihren Grund, als in dem Bestreben des Mannes, seine eigene Rührung vor all den Leuten nicht hervorbrechen zu lassen. Die Landleute sind stolzer, als sie glauben, sie zeigen nicht Jedem ihren Schmerz, sie wollen ihn für sich haben."

Der Pfarrer und Paul bestätigten diese Ansicht. Ulrike aber fuhr zu Dornek gewendet fort:

„Wenn Sie so streng urtheilen, was werden Sie dann erst zum Leichenschmause sagen, dieser hier allgemein gebräuchlichen Sitte, die gewiß trotz mannigfacher Ausschreitungen ihren ethischen Sinn hat; daß wir nämlich vor dem Gedanken an den Tod nicht den Gedanken an das Leben, dem wir uns zu widmen haben, vergessen sollen. — Es ist übrigens Zeit, daß wir aufbrechen, meine Herren," setzte sie auf die Uhr sehend hinzu, „ich habe meinen Wagen herkommen lassen, es wird Ihnen wohl nicht unangenehm sein, bei dem schlechten Wetter mit mir zu fahren."

„Wohin?" fragte Dornek erstaunt.

„Nach Dachsdorf zum Leichenschmause."

„Nach Dachsdorf? Schon wieder?"

Dornek sprang fast unwillig auf, während der Pfarrer und Paul sich verständnißvoll anlachten.

„Sie müssen den Kelch schon bis zur Neige trinken, Herr Doctor," sagte Ulrike; „in diesem Falle sind die Landleute sehr feinfühlig. Wer das Begräbniß mitgemacht hat, muß auch beim Leichenschmause erscheinen. Höchstens unserem Herrn Pfarrer ist es gestattet wegzubleiben, der für morgen wieder frisch auf der Kanzel sein muß. Wir aber dürfen nicht fehlen. Kommen Sie."

Sie hatte sich erhoben und reichte jetzt mit gebieterischer Liebenswürdigkeit Dornek ihren Arm, der ihn mit einem Blick auf den Pfarrer zögernd annahm.

„Gehen Sie nur," sagte der Pfarrer mild, „betrachten Sie diesen ersten Tag als bittere Nachkur. Die neuen Eindrücke, die Sie da empfangen, werden Ihren Geist zerstreuen, ohne ihn anzustrengen. Der Mai ist ja übrigens vor der Thüre und wird gut machen, was der April verbrochen hat."

Dornek fuhr mit Frau Ulrike und Paul nach Dachsdorf.

III.

Ulrike hatte die Wagendecke herunterschlagen lassen. Der Regen hatte aufgehört, und es wehte ein starker, aber milder Wind den Fahrenden entgegen. Ja, als sie an die Oder kamen und der alte Rodewald das Gefährt auf den Prahm hinüberleitete, drang plötzlich die untergehende Sonne durch purpurne Wolken hindurch

und übergoß den regenfrischen Wald und den Strom mit goldigem Schimmer.

Ulrike und Dornek sahen sich bei diesem Sonnenblicke unwillkürlich an, ohne ein Wort zu sprechen. Sie hatten überhaupt auf der Fahrt nichts mit einander geredet, während Paul in fröhlichster Laune ununterbrochen sprach, auf jeden Baum, jede Hütte aufmerksam machte und von Allem etwas Besonderes zu berichten wußte.

Ulrike lächelte hin und wieder über eine Bemerkung Pauls und betrachtete im Uebrigen die Gegend mit einem zufriedenen Gesichte, das zu sagen schien: es wird ein gutes Jahr.

Dornek aber saß in schlechter Laune neben seiner neuen Bekannten und grübelte darüber nach: Wer mag das eigenthümliche Weib sein? Was hab' ich mit ihr zu schaffen? Ich will ihr wenigstens zeigen, daß sie gar keinen Eindruck auf mich macht.

Und er sah düster vor sich hin und schwieg.

Ulrike hatte ihre Eltern niemals kennen gelernt; als zweijähriges Kind war sie bereits verwaist und wurde von einem Verwandten ihres Vaters, einem alten Junggesellen, mit Hilfe einer Wärterin auferzogen. Ihr Pflegevater, der zugleich ihr Vormund war, ein sehr gebildeter, aber verschrobener, mit der modernen Welt und ihren Empfindungen wenig vertrauter Gelehrter in

einer Mittelstadt am Rhein, ließ seinem Mündel eine regelmäßige Schulbildung überhaupt nicht angedeihen. Eine Lehrerin löste die andere ab, keine konnte es länger als ein Jahr in dem Hause des alten Herrn aushalten, der den Neigungen seines Mündels immer Recht gab, keinen Widerspruch von anderer Seite duldete und schließlich durch seine eigenen Vorträge, aus denen sich das junge Mädchen entnehmen konnte, was es wollte, jeden anderen Unterricht ersetzen zu müssen glaubte.

So entwickelte sich in dem jungen Mädchen, das nie mit Altersgenossinnen zusammen kam, eine eigenthümliche Weltanschauung, die sich rein auf ihre natürlichen Beobachtungen und Empfindungen gründete und in einem angeborenen Selbständigkeitsgefühle ihre Stütze fand.

Als sie 17 Jahr alt geworden war, lernte sie auf einer Reise in die Schweiz in Begleitung ihres Vormundes und einer älteren Anstandsdame einen jungen Maler kennen, in den sie sich sofort verliebte und der ihre Neigung ebenso erwiderte. Da die Reise langsam und mit aller Bequemlichkeit gemacht wurde, auch der Vormund und die alte Dame den lebensfrohen Maler gern um sich sahen, so konnte ihnen das allmälig immer inniger werdende Verhältniß der jungen Leute nicht entgehen. Der Vormund schien darin nichts Bedenkliches zu sehen, er hätte sofort seine Einwilligung zur Verheirathung Ulrikens mit dem jungen Maler gegeben, allein Frau Reichelt war anderer Meinung, sie wollte

von einer solchen Reisebekanntschaft, die immer nur die beste Seite eines Charakters sehen lasse, nichts wissen und zum mindesten erst die Lebensführung des jungen Mannes in seiner Häuslichkeit näher kennen lernen, bevor an eine Verlobung gedacht werden könnte. Sie sprach ihre Ansicht dem alten Herrn gegenüber so energisch aus und wußte sie mit solchen Gründen zu unterstützen, daß dieser nicht nur sich überzeugen ließ, sondern auch sich damit einverstanden erklärte, daß Ulrike gewarnt und zur Vorsicht ermahnt würde.

Frau Reichelt übernahm es, Ulrike die Gefahren eines leichtsinnigen Eheabschlusses auseinanderzusetzen, und hatte dabei die Freude, daß sie ohne Unterbrechung angehört und ihr auch nicht das Geringste von Ulriken erwidert wurde.

Wie groß war aber der Schreck der guten Alten und des Vormundes, als Tags darauf der junge Maler mit Ulrike verschwunden war, ohne daß man eine Spur, wohin sie sich begeben hatten, entdecken konnte.

Der alte Herr und seine Reisebegleiterin vergingen vor Kummer und machten sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe, daß sie nicht achtsamer gewesen seien.

Sofort reisten sie ab und unterließen kein Mittel, den Flüchtlingen auf die Spur zu kommen. Alles war vergebens. Sie kehrten endlich, nachdem sie wochenlang unzählige Polizeiämter in Bewegung gesetzt hatten, in

die Heimat zurück, wo sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen Ulrike schon wieder antrafen. Sie war still und in sich gekehrt, erzählte, daß sie schon mehrere Briefe an ihren Vormund geschrieben hätte, die ihn wohl bei seinem Hin- und Herreisen nicht getroffen haben mochten, und hüllte sich im Uebrigen, namentlich Frau Reichelt gegenüber, hinsichtlich ihres plötzlichen Verschwindens mit dem jungen Maler in das tiefste Stillschweigen.

Als man jedoch immer lebhafter in sie drang, erklärte sie frei und offen, daß sie sich Mutter fühle, daß sie sich freiwillig von dem jungen Maler getrennt und sein Anerbieten, ihm ihre Hand zu geben, abgewiesen, ja daß sie ihm auf's Strengste verboten habe, je wieder vor ihr zu erscheinen.

Diese Erklärung gab sie mit einer solchen Bestimmtheit, ja fast mit einem gewissen frohen Stolze ab, daß es dem Vormund nicht einfiel, ihr zu zürnen, während Frau Reichelt sofort voll Entrüstung ihre Sachen packte und das Haus für immer verließ.

Der junge Maler ließ nichts wieder von sich hören.

Als Ulrike von einem kräftigen Knäblein entbunden wurde, war sie und der alte Herr voll Freude, die auch durch den Spott und das Gerede der Leute nicht getrübt wurde. Das Kind gedieh unter der Pflege einer verständigen Landfrau außerordentlich und blieb ein Quell

unerschöpflichen Glücks für die Mutter und den alten Herrn, der in dem Kleinen schon Sinn für griechische Philosophie entdeckt zu haben vermeinte. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Wahrheit seiner Vermuthung erproben zu können, denn er starb, als der Knabe eben das dritte Jahr vollendet hatte.

Ulrike aber mußte ihrem Vormund auf dem Sterbebette versprechen, nach Schlesien zu ziehen und sich unter die Obhut des alten Pfarrers zu begeben, für den ihr ein versiegeltes Schreiben zur Uebergabe ausgehändigt wurde. Ulrike erfüllte ihr Versprechen um so lieber, als sie in ihrer Heimat Niemand besaß, der sich ihrer hätte annehmen wollen oder können.

Von dem alten Pfarrer auf's Freundlichste empfangen, kaufte sie auf seinen Rath ein kleines Gütchen in der Nähe, das sie selbst in musterhafter Weise bewirthschaftete. Sie erfuhr nun, daß der Pfarrer ein alter Studienfreund ihres Vormundes gewesen, und überließ sich im Uebrigen vollkommen seiner freundschaftlichen Fürsorge, ohne zu ahnen, daß ihre Mutter schon vor langen Jahren einst ebenfalls ihrem neuen Freunde nahe gestanden hatte. Der Pfarrer aber lernte das seltsame Wesen Ulrikens verstehen und fühlte sich gedrungen, ihre oft von dem Hergebrachten abweichenden Ansichten gelten zu lassen.

Da starb plötzlich ihr heißgeliebtes Söhnchen, die Freude ihres Daseins, und der Schmerz über diesen

Verlust warf sie so danieder, daß sie glaubte, für immer mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Allein der Zuspruch des alten Pfarrers und ihre eigene Jugendkraft und Frische ließen sie allmälig wieder zu neuer Hoffnung genesen, und rüstige Arbeit und Wohlthun nach allen Seiten hin machten ihr das Leben wieder erträglich.

So war Ulrike, als sie jetzt mit den beiden jungen Männern auf dem Wagen saß, um zum Leichenschmause nach Dachsdorf zu fahren.

Der Wagen hielt vor dem Herrenhause, in welchem schon ein reges Leben herrschte, Paul schwang sich rasch hinab, reichte Frau Ulrike die Hand, half ihr vom Wagen und führte sie in's Haus, während Dornek langsam hinter ihnen herschritt, noch immer schwankend, ob er wirklich folgen solle.

Ulrike aber blieb an der Schwelle des Hauses stehen, drehte sich um und rief dem unentschlossenen Fremdling zu: „Kommen Sie nur, Herr Doctor, man setzt sich schon zu Tisch.“

Dornek folgte nun schnell.

In einem großen Saale des unteren Geschosses waren lange Tische aufgestellt, die unter der Last der Speisen und Getränke zu bersten drohten. Die zahlreich versammelten Gäste waren eben im Begriff, sich geeignete Plätze zu suchen, Paul fand seine Kameraden, während Ulrike und Dornek sich, nachdem sie die an

der Thür aufwartenden und jeden Gast genau musternden Eltern des Verstorbenen begrüßt hatten, am Ende einer Tafel niederließen, wo sie dem ganzen Treiben zusehen und sich ungestört unterhalten konnten.

Im Anfange durchzog den Saal nur ein leises Gemurmel, die Gesichter Aller trugen noch eine gewisse Feierlichkeit zur Schau, die Veranlassung, die hier so viele Menschen vereinigt hatte, war noch nicht vergessen, allmälig aber ließen das reichliche Essen, die feurigen Getränke, denen zuzusprechen man sich gegenseitig ermahnte, die schmerzliche Ursache völlig in den Hintergrund treten, und es begann ein fröhliches Geplauder, dem sich jeder mit einer selbstverständlichen Harmlosigkeit hingab.

Bald auch begannen die rede- und weinlustigen Schlesier ihre Toaste auszubringen. Zuerst noch ernsterer Natur, dann aber immer bunter, immer ausgelassener, daß vor dem lauten Lachen und Jauchzen der jeweilige Redner die stärksten Töne aus seiner Brust hervorzulocken sich genöthigt sah.

Ein kleiner Gutsbesitzer, der wohl eine Viertelstunde lang in improvisirten Reimen sprach, verschaffte sich noch einmal volles Gehör, denn er war in der ganzen Gegend als einer der bedeutendsten Tischredner berühmt, „dem die Reime wie Honig von den Lippen flossen“, wie man sagte. Als der aber geendet hatte,

verschlang ein unendliches Brausen jeden artikulirten Laut. Dabei war zu bemerken, daß die Frauen an Lebhaftigkeit durchaus nicht hinter den Männern zurückblieben, vielmehr ließen die Vertreterinnen des schönen Geschlechts mit ihren gerötheten Gesichtern und verschobenen Hauben den letzten Rest von Grazie, deren sie überhaupt nur wenig besaßen, völlig fahren und boten in ihrer breitmäuligen Geschwätzigkeit eine Carricatur des ewig Weiblichen.

Dornek hatte mit wachsendem Staunen diesem Treiben zugeschaut und dabei ein aus Mitleid und Widerwillen gemischtes Gefühl, das sich zuletzt in Ekel verwandelte, in sich verspürt.

„Was würde Frieda von dir denken, wenn sie dich hier im Kreise dieser Menschen sähe, was würde ihre zarte Seele, die nur für die reinsten Töne des Lebens gestimmt ist, bei diesem wüsten Lärm empfinden?“ dachte er.

Er wandte seine Blicke zu Ulriken, die ihn schon lange beobachtet hatte und ihm jetzt lächelnd zurief:

„Nun? Haben Sie genug?“

„Vollkommen.“

„Wollen wir uns ungesehen davon machen?“

„Wenn Sie das möglich machen, würde ich Ihnen sehr verbunden sein.“

„Kommen Sie, ohne sich umzusehen; hier dicht

hinter uns ist eine Thür, die zum Ausgang führt. Uebrigens sieht Niemand auf uns, sie sind Alle zu sehr mit sich selbst beschäftigt."

Sie erhob sich schnell, faßte Dornek bei der Hand und führte ihn mit sich hinaus.

Draußen athmeten beide laut auf, blieben, wie um sich zu erholen, einen Augenblick stehen und gelangten dann durch einen dunklen Gang zu ihren Sachen und von da in's Freie. Ulrike befahl, ihren Wagen anspannen zu lassen.

Vor der Hausthür standen zwei kleine Cypressenbäume, die vor wenig Stunden noch im Zimmer den Sarg des todten Knaben beschattet hatten.

Ulrike und Dornek bemerkten sie, gerade als von drinnen ein wildes Gelächter erscholl, und zuckten unwillkürlich zusammen.

„Was denken Sie?" fragte Ulrike.

„Mir fiel ein Storm'sches Gedichtchen ein. Kennen Sie diesen Dichter?"

„Nein. Wie heißt das Gedichtchen?"

„Dunkle Cypressen!
Die Welt ist gar zu lustig,
Es wird doch Alles vergessen."

Ulrike schwieg und ging neben Dornek her über den öden Hofraum.

Der Regen hatte aufgehört, aber die Wolken jagten

in schweren Ballen am Himmel dahin und ließen nur ab und zu ein Sternlein hindurchschimmern. Die Luft war ungewöhnlich warm für diese Jahreszeit.

Nach einiger Zeit begann Ulrike:

„Meinen Sie wirklich, daß Alles vergessen wird? Glauben Sie nicht, daß gewisse Dinge für jedes Menschenherz unvergeßlich bleiben, so lange es lebt?"

„Für manche Menschen wohl, aber für diese gewiß nicht."

Er deutete nach dem Hause zurück.

„Diese Menschen!" erwiderte Ulrike vorwurfsvoll. „Sie machen schon wieder einen Unterschied, der in seiner Allgemeinheit gewiß ungerecht ist. Sie scheinen durch das Leben in der Großstadt, wo jedem Gefühl sein eigenthümliches Mäntelchen umgehängt wird, die unverhüllte Menschennatur in ihrer — wenn auch nicht Schönheit — so doch gewiß Wahrheit zu beobachten selten Gelegenheit zu haben. Die Leute sind lustig, weil es unnatürlich ist und vor Allem ungesund — wie ich aus eigener Erfahrung weiß — sich lange Zeit unausgesetzt dem trüben Sinnen hinzugeben. Aber Sie können sich darauf verlassen, daß Stunden wiederkommen, in denen ihre Gedanken mit bitterem Ernst, ja mit verzweiflungsvollen Gefühlen an den grünen Rasenhügel zurückkehren, unter dem sie unwiederbringlich ihr Liebstes gebettet haben."

„Vielleicht, wenn das Kind ihr Liebstes gewesen ist," versetzte Dorneck ruhig.

„Das ist es immer!" sagte Ulrike schnell, „unter dem Liebsten verstehe ich gerade die Kinder, denn sie sind die süßeste Gabe, die dem Menschen zu theil werden kann. Das Gefühl der Mutter zum Kinde ist das einzige, das sich nicht abstumpft, das erhalten bleibt bis zum letzten Athemzuge."

„Das einzige?" fragte Dornek.

„Das einzige," gab Ulrike sicher zur Antwort.

„Und die Liebe? Wie denken Sie von der Liebe?" fragte Dornek weiter.

„Sie ist ein entzückender Rausch, der vorüber geht, schnell, überraschend schnell, ehe wir uns kaum des Glückes recht bewußt geworden sind."

„Das sagen Sie? Das sagt eine Frau, deren Leben, wie man sagt, einzig die Liebe würdig ausfüllt?"

„Ja, die Liebe zu derk Kindern! Alles andere sind Redensarten, das sag ich Ihnen. Ich habe geliebt, so gewiß es eine Liebe überhaupt giebt; aber ich schwöre Ihnen, sie geht schnell vorüber, um uns ein Höheres, ein Besseres, die Liebe zu unseren Kindern kennen zu lehren. Die Süßigkeit dieses Gefühls ist unbeschreiblich und unwandelbar. Ich habe es erfahren und habe auch mit dem Verlust meines Kindes die Dauerhaftigkeit des Schmerzes kennen gelernt."

„So haben Sie sich in Ihrer Liebe selbst getäuscht und haben die wahre Liebe niemals gekannt.“

Ulrike lachte.

„Aus diesen Worten sehe ich, wie es mit Ihnen steht, Herr Doctor; Sie sind verliebt, sagen wir: Sie lieben, und Ihre Liebe wird entweder nicht erwidert oder Sie stehen noch vor einer langen Spanne Zeit, ehe Sie den geliebten Gegenstand den Ihren nennen können.“

Dornek wurde von diesen Worten nicht angenehm berührt und doch hätte er die Gesellschaft der eigenthümlichen Frau neben sich nicht gern aufgegeben, das fühlte er, als der Wagen vorfuhr und er sich von Ulriken verabschieden sollte. Diese jedoch forderte ihn auf, ihren Wagen bis an die Oderfähre zu benutzen, bei der sie, ohne einen großen Umweg zu machen, vorbei könnte.

Dornek stieg ein und sie fuhren davon.

„Nun?“ fragte Ulrike, „habe ich recht mit dem, was ich Ihnen zuletzt sagte?“

„Sie haben es insofern getroffen, als ich wirklich liebe,“ antwortete Dornek langsam, „als ich liebe mit einer Gluth, die Sie niemals empfunden haben können, wenn Sie wähnen, daß solche Empfindung ein rasches, kurzes Leben habe. Ich fühle mich in meiner Liebe so wenig im Rausch — wie Sie vorhin dieses Gefühl bezeichneten — daß ich vielmehr glaube, niemals ruhiger,

klarer, reiner, von aller häßlichen Leidenschaftlichkeit entfernter gewesen zu sein als gerade jetzt. Allgegenwärtig sind mir die tiefen Augen meiner in weiten Fernen weilenden Braut, ich fühle unausgesetzt die Gewißheit, daß ich auch ihr fortgesetzt nahe bin, und dies Gefühl, das mich veredelt, erhöht, soll ein Rausch, ein kurzer Rausch sein?“

Dornek hatte mit ernster Begeisterung gesprochen und glaubte seine Gegnerin besiegt zu haben.

Ulrike aber sagte kurz: „Ich verstehe es nicht anders. Ich habe es niemals anders gesehen, habe es an meinem Geliebten und schließlich auch an mir nicht anders erlebt. Ich hätte vielleicht auch meinem Gefühle der Welt gegenüber noch ein Mäntelchen umhängen können, aber ich will mir nun einmal selbst nichts weißmachen, ich bin von Jugend auf gewöhnt, nur das zu thun und das zu glauben, was ich mit mir und der Natur übereinstimmend fühle.“

Ulrike wollte noch weiter reden, und auch Dornek trug noch eine Menge Fragen im Herzen, die er an die Liebesketzerin neben sich zu richten gedachte, als beide plötzlich gewaltsam aus ihrem Ideenkreise herrausgerissen und in die gefährlichste Lage versetzt wurden.

Auf der engen Straße nämlich, die zu beiden Seiten von tiefen Gräben eingefaßt war, standen in großen Zwischenräumen alte gekappte und verkrüppelte

Weidenbäume, an denen die Pferde sonst stets ohne Scheu vorübertrabten, da sie die Gegend kannten.

Heute aber war hinter einem dieser Baumstümpfe unversehens eine menschliche Gestalt hervorgetreten, hatte die Mütze geschwenkt und bei dem herrschenden Halbdunkel den Pferden einen solchen Schreck eingejagt, daß sie zurückfuhren, sich bäumten und unfehlbar über den Graben gesetzt und die Insassen des Wagens hinausgeschleudert hätten, wäre nicht Ulrike mit unglaublicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit im richtigen Augenblicke in kühnem Satze hinuntergesprungen und den Pferden in die Zügel gefallen.

Dornek stand einige Secunden das Herz still, als er Ulrike sich so ohne Besinnen in die Gefahr begeben und sie wie spielend überwinden sah. Dann erfaßte ihn auf einmal ein Gefühl, als habe er hier eines jener ungewöhnlichen Wesen vor sich, die in enge Kreise gebannt und auf jede Auszeichnung vor der Welt verzichtend geboren zu sein scheinen, in den höchsten Stellen menschlicher Gesellschaft zu herrschen. Es war, als gehorche ihr Alles sofort: Pferde, Wagen, Kutscher, nur auf ihren Wink hin, und selbst der alte Candidat, der die ganze Situation hervorgerufen, stand festgebannt vor Ulrike, und nur der Wind bewegte seinen Mantel.

Young war schwer betrunken.

„Was thun Sie jetzt noch hier draußen?“ herrschte

Ulrike ihn an, „Sie hätten uns beinahe in's Unglück gestürzt!"

Er taumelte bei diesen Worten zurück und schrie mit entsetzlicher Stimme: „Marianne, was verfolgst Du mich!" Dann stürzte er vorwärts und rannte furchtbar auflachend davon.

Ulrike stieg schweigend wieder in den Wagen.

Dornek rieselte ein Schauer durch die Gebeine, und er war lange Zeit sprachlos. Er vermochte es auch später nicht, Ulriken seine Bewunderung vor ihrer Geistesgegenwart und ihrem Muthe auszusprechen, es hatte ihn eine unsägliche Angst erfaßt, und er sehnte sich nach dem Augenblick, wo er den Wagen verlassen durfte.

Endlich gewann er es über sich zu fragen:

„Was bedeuteten die Worte des Candidaten?"

„Ich weiß es nicht," sagte Ulrike ernst. „Ich habe dem Pfarrer schon immer meine Ansicht ausgesprochen, daß ich den armen Menschen für wahnsinnig halte, daß man am besten thäte, ihn in eine Anstalt zu bringen, aber der Pfarrer ist in diesem Punkte nicht zu überzeugen. Er behält den Menschen, der sich wohl durch Trunk so weit herabgebracht hat, bei sich und will ihn nicht lassen bis an sein hoffentlich nicht allzufernes Ende."

„Wie kam es denn, daß Niemand an dem Benehmen Youngs beim Begräbniß heute Anstoß nahm?"

„Eben deswegen, weil solche Anfälle bei ihm nicht selten sind, er scheint an Delirium zu leiden."

Beide schwiegen wieder. Dornek war durch die Erklärung Ulrikens nicht befriedigt, nach seiner Meinung mußte ein schweres Geheimniß die Seele des Candidaten belasten und Ulrike mit in dasselbe verwickelt sein.

Der Wagen hielt an der Fähre, und der Kutscher gab mit einer schrillen Pfeife ein Zeichen, daß Rodewald herüber rudere.

Dornek verließ den Wagen.

„Leben Sie wohl," sagte er, Ulriken die Hand reichend.

„Leben Sie wohl, Herr Doctor, wir führen unser Gespräch gelegentlich weiter, das eine so plötzliche Unterbrechung gefunden. Wie lange bleiben Sie bei uns?"

„Ich gedenke in drei Tagen etwa wieder abzureisen."

„Es gefällt Ihnen also doch nicht bei uns, wie es scheint."

„O, es gefällt mir schon, aber ich fühle mich wieder stark genug, meine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen."

„Ueberschätzen Sie Ihre Kräfte nicht!" sagte sie schalkhaft lächelnd und mit dem Finger drohend.

„Sie haben Recht! Deshalb will ich gerade wieder nach Hause," gab Dornek rasch zur Antwort, und eilte davon.

„Gute Nacht,“ hörte er noch hinter sich rufen, dann rollte der Wagen weiter.

Als Dornek in sein Zimmer kam, zündete er Licht an und suchte schnell Friedas Bild hervor. Er versenkte sich in die stillen, großen, sehnsüchtigen Augen seiner Geliebten, und von ihm wichen alle düsteren Gedanken.

„Du hast nie an der Liebe und ihrer Dauer gezweifelt, weil Du die Liebe selber bist! Wir beide sind gefeit für alle Zeiten,“ sagte er zu dem Bilde.

Er war wieder ganz ruhig geworden, die Gestalt Ulrikens entschwand ihm wie ein Nebelgebilde, und mit ernsten, aber glücklichen Gedanken legte er sich zu Bett.

IV

Zwei Tage darauf saßen an einem herrlichen Frühlingsnachmittage der Pfarrer und Dornek auf einer Bank vor dem Pfarrhause, gemüthlich plaudernd. Die Sonne schien warm wie im Sommer. Aus dem nahen Garten erscholl ununterbrochen der fröhliche Gesang der Finken, Amseln und Drosseln, dazwischen der süße Klang der Nachtigall, und aus dem Walde her sendete der Kukuk bald näher, bald entfernter, seinen lustigen Ruf.

Der Pfarrer hatte mancherlei erzählt von Land und Leuten, von Sitten und Gebräuchen der Gegend,

und Dornek hatte zugehört mit jener nachsichtsvollen Theilnahme, die ein herzensgebildeter junger Mann den etwas breiten Erzählungen eines verehrten alten Herrn zuzuwenden pflegt. Einmal war auch die Rede von Frau Ulrike und ihren Eigenthümlichkeiten gewesen, und Dornek hatte bei Nennung ihres Namens das Blut im Herzen schneller pochen fühlen, ohne daß er es gewagt hätte, nähere Erkundigungen nach ihrem Leben einzuziehen. Er fürchtete sich, Anderen gegenüber für ein Weib Theilnahme an den Tag zu legen, das ihn in so wunderbarer Weise zugleich anzog und abstieß. Am liebsten wäre er Ulriken überhaupt nie mehr begegnet, — so glaubte er wenigstens zu empfinden.

Der Alte hatte aufgehört zu reden, und auch Dornek schwieg. Er hatte den Gedanken, so bald abzureisen, schon wieder aufgegeben, das schöne Frühlingswetter und die auf den ersten unruhigen Tag seiner Anwesenheit folgende behagliche Stille hatten ihn derartig erquickt, daß er sich vornahm zu bleiben, solange das schöne Wetter anhielte.

Die beiden in Stillschweigen versunkenen Männer wurden jetzt durch nahende Schritte aus ihren Träumen geweckt. Sie schauten auf, ohne sich zu rühren und bemerkten gleichzeitig den Candidaten Young, der mit langsamen, schleppenden Schritten sich dem Hause näherte, ohne die beiden Männer zu erblicken. Sein Gesicht war blaß, die Knie schlotterten, seine Lippen flüsterten etwas

vor sich hin, die Augen waren stier in unbestimmte Fernen gerichtet, man konnte sich kein elenderes Menschenbild vorstellen als ihn in diesem Augenblicke.

Dornek warf einen kurzen Blick auf den Pfarrer, dessen Gesicht sich verfinstert hatte.

„Young, was ist Dir? Bist Du nicht wohl?“ redete er den jetzt in’s Haus Tretenden an.

Der Candidat fuhr zusammen, wie wenn ihn ein Stein getroffen hätte, als er die Beiden sah, er bemühte sich jedoch zu lächeln und sagte mit schwacher Stimme:

„O, es ist nichts, es geht bald vorüber. Es war nur eine dumme Erinnerung, die mich heute wieder einmal ganz besonders packt. Es ist ja der 20. April und so schön und warm wie vor — vielen, vielen Jahren. Es ist nichts.“ Dann schwankte er in’s Haus.

Dornek wollte eben an den Pfarrer eine Frage richten, dieser aber erhob sich schnell und sagte:

„Entschuldigen Sie mich, Herr Doctor, ich muß zu ihm hinein.“

Dornek blieb in ernsten Gedanken zurück.

Nach einer Weile ging er in’s Küsterhaus und ließ sich die Schlüssel zur Kirche geben, um darin wie an den vorhergehenden Tagen die Orgel zu spielen. Ein Bube aus dem Dorfe begleitete ihn, um die Bälge zu treten.

An der kleinen stillen Kirche hatte Dornek ganz besonders Gefallen gefunden, hier störte ihn Niemand

in seinen Gedanken, und wenn die Klänge Sebastian Bachs ihn umrauschten, wähnte er Frieda an seiner Seite, wie sie so oft früher neben ihm gesessen, und er schaute sich mitunter unwillkürlich um, ob sie nicht wirklich da sei.

Wenn er dann innehielt im Spiel, der letzte Ton verhallte und nur von draußen das Singen der Vögel hereintönte und an der weißen Kirchenwand die Blätterschatten ihr Spiel trieben, so erfaßte ihn eine Sehnsucht, daß er in Thränen ausbrach und sich auf dem Orgelbänkchen hin- und herwand wie in körperlichem Schmerz, der die Brust zu zersprengen drohte.

Dann aber rief er dem Buben heftig zu, daß er die Bälge trete, und er begann von Neuem zu spielen mit einer hinreißenden Gewalt, daß der Bube hinter der Orgel aufhorchte und vor stummem Erstaunen nicht wußte, ob das noch dasselbe Instrument sei, auf dem der alte Cantor immer am Sonntag spielte.

Bisher hatten nur immer zwei Menschen diesen zauberischen Tönen gelauscht, heute aber war noch ein dritter da.

Bald nachdem Dornek zu spielen begonnen, war eine Dame im Reitkleide in die Kirche getreten und hatte in einem versteckten Winkel Platz genommen.

Anfangs neugierig umherschauend und wie mit anderen Gedanken beschäftigt, nur wenig Aufmerksamkeit der Musik schenkend, wurde sie allmälig still und stiller,

bis sie endlich unbeweglich dasaß, die Hände im Schooß gefaltet, die Augen geschlossen, als dürfe keiner ihrer andern Sinne sich regen, um das Gehör allein walten zu lassen, dem solche Nahrung noch nie geboten worden war.

Das starke Weib schien gefesselt von einer unsichtbaren Macht, schien überwältigt von einer Leidenschaft, die heilig und groß aus den Tönen sprach, die es erfüllte mit einer jeden Widerstand verdrängenden Gewalt, so daß, als oben die Klänge verhallten und der Spieler, von Rührung übermannt, in Thränen ausbrach, auch die Augen des Weibes sich mit Thränen füllten, wie es sie noch nie geweint hatte.

All' die Leidenschaft, die Dornek in seine Töne übertragen, als gälte sie dem fernen Herzen seiner Geliebten, hatte ihre Stätte gefunden in der Brust eines anderen Weibes, dessen Nähe er nicht ahnte.

Er begann noch einmal zu spielen, schöner, größer, himmelanstrebender als zuvor und schloß mit einer Jubelhymne, so freudig und hoffnungsvoll, daß er jetzt erhobenen Hauptes, vertrauend glücklich, stolz, die Stufen von der Orgel herabstieg, um die Kirche zu verlassen.

An der Thür stand, ganz gegen ihre Gewohnheit, demüthig, einen fast verlegenen Ausdruck in den Augen, in bescheidenster Haltung Ulrike.

Sie reichte Dornek langsam die Hand und sagte mit fast zitternder Stimme:

„Ich habe Ihnen zugehört, ich werde diese Stunde nie vergessen.“ Dornek, noch seiner Stimmung voll, schien durch die Erscheinung Ulrikens keineswegs überrascht oder gar erschreckt. Die Furcht, die er vor diesem Weibe gehabt, war völlig verschwunden, freundlich lächelnd nahm er die dargebotene Hand und sagte:

„Ist es nicht was Herrliches um die Musik?“

„Wenn man ihrer so mächtig ist wie Sie.“

Sie verließen die Kirche und gingen, ohne daß sie es verabredet hatten, einen breiten Fußpfad, der hinter der Kirche in's offene Feld hinausführte, entlang.

Zu beiden Seiten des Fußpfades dehnte sich die frischgrüne Wiese, darüber spannte sich in reiner Bläue der Himmel, die Lerchen sangen und Frühlingsdüfte schwebten überall.

Dornek fühlte sich so glücklich wie selten. Der tiefe Eindruck, den ersichtlich sein Spiel auf das Weib neben ihm gemacht hatte, that ihm wohl, er hatte die Genugthuung eines Künstlers, der mit seiner Kunst einen unmittelbaren, nicht erwarteten Erfolg erzielt hat, er stieg sich selbst gegenüber im Werthe und konnte kaum begreifen, wie ihn jemals die Gegenwart Ulrikens hatte beunruhigen können.

Das Glück der Liebe zu Frieda erfüllte ihn ganz. Nachdem sie einige Zeit schweigend nebeneinander hergegangen waren, begann er mit Begeisterung:

„Das ist das Schöne bei der Musik, daß sie uns mit einem Zauberschlage aus dieser Welt von schwankenden, unsicheren Gefühlen, in die wir uns verstricken wie der Vogel im Netz, heraushebt und uns den Gebrauch unserer geistigen Flügel wiedergiebt, so daß wir getrost und ohne Zagen den Sternen entgegenfliegen können. Sind wir dann in der Höhe, so sehen wir die kleinen Wirrnisse des Lebens unter uns nicht, wir sehen nur die helle Sonne, den blauen, unendlichen Himmel und unter uns die Erde mit ihren grünen Wäldern, mit ihren lachenden Saatfeldern, mit ihren glücklichen Menschen, in deren Herzen das köstlichste Juwel des Weltalls verborgen ist, die weltallumfassende, unvergängliche, ewige Liebe.“

Er schwieg, und da Ulrike nicht antwortete, vielmehr in sichtbarer Erregung, die er noch seiner Musik zuschrieb, neben ihm herging, so fuhr er fort:

„Sehen Sie nur, wie schön Alles ist ringsum, wie die sich neigende Sonne den Himmel mit Rosen schmückt, wie sie uns entgegenglüht, als verstehe sie, was in unseren eigenen Herzen glühe, wie Alles blüht und duftet, der Frühling uns berauschend umfluthet, daß wir selbst zu seinen Kindern zu gehören scheinen, die er mit so viel Glanz und Lieblichkeit ausgestattet hat. O wie schön, wie unendlich schön ist die Welt, wenn uns Liebe und Kunst die Augen darüber öffnen.“

Dornek hatte sich warm gesprochen, sein Gesicht

glühte, sein Auge strahlte vor Wonne, er war in diesem Augenblick wahrhaft schön zu nennen.

Ulrike, die noch immer schwieg, blieb jetzt stehen, sah ihm voll in's Angesicht mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hoffnung, Zweifel und Entschlossenheit, und, wie von einem plötzlichen Entschluß geleitet, kehrte sie schnell um, betrat einen anderen Fußpfad, der auf kürzerem Wege in's Dorf führte, und bat Dornek, mit ihr zurückzukehren.

Dornek war betroffen.

„Was ist Ihnen, Frau Ulrike?" fragte er fast ängstlich, da er ihre Aufregung sich steigern sah, „hat Sie ein plötzliches Unwohlsein erfaßt?"

„Nein," sagte Ulrike stark, „das ist es nicht, fragen Sie mich nicht, jetzt nicht, ich könnte Ihnen zu zeitig eine Antwort geben, lassen Sie mich fort, ich muß nach Hause."

Sie drängte hastig vorwärts. Zwei Knaben kamen ihnen entgegen, die freundlich grüßten. Ulrike hielt sie an und sagte zu dem einen:

„Geh' rasch zur Schmiede, Gottfried, dort steht mein Pferd, der Meister wird es schon beschlagen haben, setze Dich auf und reite mir hier entgegen, so schnell Du kannst."

Die Knaben nickten froh und eilten um die Wette davon.

„Seien Sie mir nicht böse, lieber Herr Doctor,"

begann sie dann schnell, „mein Betragen muß Ihnen räthselhaft, wenn nicht geradezu ungezogen erscheinen. Aber was meine Seele angepackt hat bei Ihrem herrlichen Spiel, bei Ihren begeisterten Worten, kam zu überwältigend für mich, es ist so außergewöhnlich und so mein ganzes Innere bezwingend, daß ich der Einsamkeit bedarf, der tiefsten Einsamkeit, um zu prüfen, was geschehen muß, ob es möglich ist, daß es überhaupt geschehen könne, dasjenige, was mich verfolgt wie ein Dämon und dem ich wiederum nachjage wie einem unerreichbaren, sich immer weiter entfernenden Ziele."

Dornek schaute sie von der Seite an und wußte nicht, was er zu alledem sagen sollte.

„Wer hätte ahnen können," begann er nach langer Pause, „daß meine Musik auf Sie diesen schmerzlichen Eindruck machen könnte! Und ich hatte mir so das Gegentheil gedacht! Warum kamen Sie denn in die Kirche?"

„Keinen schmerzlichen Eindruck!" rief Ulrike mit leuchtenden Augen, „was ich empfinde, ist weit entfernt von Schmerz! Ich kam in die Kirche, weil mir gesagt wurde, Sie spielen darin, weil mein alter Pfarrer nicht zu sprechen war und ich nicht wieder fortreiten wollte, ohne Ihnen guten Tag gesagt zu haben. Ich kam und glaubte eine jener einfachen Melodien zu hören, wie wir sie allsonntäglich vernehmen, allmälig aber merkte ich, daß ein anderer Geist mich anwehte als der, welcher

aus den Chorälen des alten Cantors strömt, ich fühlte Alles, Alles, was ich tiefunterst in meinem Herzensgrunde verborgen hatte, absichtlich verborgen, weil ich es ertödten wollte unter dem Druck des alltäglichen Lebens — Alles das fühlte ich emporsteigen aus seinen dunklen Tiefen und sich meinen Augen darstellen, wie ich es in fieberhaften Träumen erhofft, ersehnt hatte. Ob diese Träume Gestalt annehmen können, ob ich Kraft genug besitzen werde, den entscheidenden Schritt zu thun, oder ob nur jetzt ein Wahnsinn mich gepackt hat, das soll, das wird sich in wenigen Tagen entscheiden. — Doch, da ist ja mein Pferd," setzte sie schnell, jede weitere Erörterung abschneidend, hinzu.

Gottfried war im Galopp herangeritten, von der jubelnden Dorfjugend verfolgt, die er weit hinter sich ließ und zu der er jetzt freudestrahlend zurückkehrte, das große Geldstück zeigend, das Ulrike ihm geschenkt.

Diese schwang sich, unterstützt von Dornek, in den Sattel. Die Hand hinabreichend, sagte sie zu ihm:

„Schweigen Sie von dem, was soeben hier vorgefallen. Ich erwarte mit Bestimmtheit, daß Sie vor acht Tagen nicht abreisen. Ob ich Sie aber bis dahin noch sehen werde, weiß ich jetzt noch nicht."

Dornek hielt ihre große, aber schöne Hand in der seinen und sagte zu Ulriken hinaufsehend mit unverkennbarer Erregung:

„Wie soll ich das verstehen? Sie verlangen meine

Anwesenheit hier und stellen es gleichwohl als zweifelhaft hin, mich noch zu sehen?"

„Fragen Sie nichts mehr," bat Ulrike dringend. „Wie Alles sich erfüllen soll, so wird es sich erfüllen. Ich bin Fatalistin. Leben Sie wohl."

Sie drückte Dornek kräftig die Hand.

„Leben Sie wohl," rief er, aber sie hörte es nicht mehr, sie hatte ihrem Pferde den Sporn gegeben und jagte in sausendem Galopp dem Walde zu.

Dornek sah ihr nach bis sie seinen Blicken entschwand. Auch dann stand er noch still und starrte vor sich hin, als frage er sich, ob denn das Alles ein Traum gewesen sei.

Dann ging er langsam weiter dem Walde zu, den Kopf voll wirrer Gedanken, die sich durchkreuzten, sodaß keiner zu Ende gedacht wurde und ein unerquicklicher Zustand sich seiner bemächtigte. Umkehren wollte er nicht. Er erreichte den Wald, dessen Rauschen ihn freundlich empfing, aber er hörte es nicht, ebensowenig wie den Gesang der Nachtigallen, denen er sonst so gerne lauschte.

Er ließ sich auf einen Baumstumpf nieder und starrte vor sich hin, als wäre sein Geist weit, weit entfernt und nur der Körper hier zurückgeblieben.

So saß er lange unbeweglich, bis ihn ein Frösteln aus seiner Letargie erweckte. Vom Dorfe her erklangen die Abendglocken und riefen ihn in's Pfarrhaus zurück.

V.

Seitdem waren vier Tage vergangen, und Ulrike hatte nichts von sich hören lassen.

Dornek widmete sich die ganze Zeit über absichtlich dem Pfarrer und seinem Sohne, durch die er die Herrlichkeit der Wälder verstehen und das Landvolk näher kennen und schätzen lernte, und die es verstanden, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Aber wenn es Dornek auch gelang, die Erinnerung an den Auftritt mit Ulriken während des Tages möglichst fern von sich zu halten, so trat sie ihm jedesmal mit unwiderstehlicher Gegenwart vor die Seele, sobald er allein war, sobald die Nacht ihn auf sein Zimmer bannte.

Selbst der Brief und das Bild Friedas hatten nicht mehr die Kraft, die hohe Erscheinung Ulrikens, namentlich wie sie ihm zuletzt auf galoppirendem Pferde sich dargestellt hatte, zu verbannen, obgleich seine Liebesgluth zu Frieda nicht abgenommen und sein Verhältniß zu Ulriken nichts von einer zarteren Neigung angenommen hatte. Es war ein seltsames Gemisch von Neugier und dämonischer Anziehungskraft, welches die letzten räthselhaften Worte Ulrikens in seinem Inneren zurückgelassen hatten, und das sich von Tag zu Tag verstärkte, dadurch, daß er nichts von ihr hörte und sah.

Am fünften Tage stand Dorneck nach einem beängstigenden Traume unruhig vom Lager auf. Er war mit Frieda in dem Garten ihres Vaters umhergegangen, aber sie war blaß gewesen und hatte auf alle seine Fragen geschwiegen. An den Bäumen aber, die in voller Blüthe standen, hatten große, starre Eiszapfen gehangen, die eine unangenehme Kälte verbreiteten trotz des hellschimmernden Sonnenscheins. Endlich, als er in Frieda gedrungen, ihm zu sagen, was ihr fehle, hatte sie sich kalt von ihm gewandt und war, ohne ein Wort zu reden, zwischen den Gebüschen des Gartens verschwunden.

Dieser Traum wollte ihm nicht aus dem Sinne, und er gab sich auch gar keine Mühe, ihn loszuwerden, vielmehr hatte er das Bedürfniß, darüber nachzugrübeln und die Einsamkeit aufzusuchen.

Unter irgend einem Vorwande wußte er sich von der Gegenwart Pauls, der ihn bei dem herrlichen Wetter zu einem größeren Ausfluge verleiten wollte, zu befreien und ging ohne bestimmtes Ziel auf dem Wege, wo er Ulriken das letzte Mal gesehen, in den Wald hinein.

Dieses Wandern ohne Ziel, namentlich im Frühling, wo uns bei herrlichem Wetter die Lust befällt, nur weiter und immer weiter hinauszukommen, als ob in unbestimmter Ferne unsere unbestimmte Sehnsucht gestillt werden könnte, hat einen unsäglichen Reiz und erfüllt jedes Gemüth mit glücklicher Schwärmerei.

So hatte denn auch Dornek bald seinen Traum vergessen oder wenigstens als völlig bedeutungslos nicht weiter auszulegen versucht, sondern sich ganz den ihn von allen Seiten umströmenden Wogen des Frühlings überlassen, die ihn in liebliche Phantasieen einwiegten.

Er war wohl eine Stunde gegangen, als er unter einer prächtigen Buche von seiner Wanderung auszuruhen gedachte, denn Frühlingsluft macht müde.

In geringer Entfernung schimmerte durch die Bäume der glatte Spiegel der ruhig dahingleitenden Oder, die hier eine kleine, von Erlen tiefbeschattete Bucht bildete. Die Nähe des Stromes war ihm angenehm, da er sich, wenn er einschlummern sollte, durch den Lauf des Wassers wieder zurecht finden konnte.

Er zog seinen Ueberrock aus, breitete ihn auf das Moos und legte sich lang ausgestreckt auf den Rücken nieder, die Arme unter dem Hinterkopf gekreuzt, das Gesicht dem Himmel zugekehrt, der in wolkenloser Klarheit durch die Wipfel der Bäume zu ihm herabschimmerte.

Anfangs beschäftigte er sich damit, seltsame Figuren zu entdecken, welche die Blätter der Bäume, vom Hintergrunde des Himmels sich abhebend, bildeten, da waren Kameele, Hirsche, Kaninchen, auch wohl häßliche Menschengesichter, welche, ihn narrend, die Zunge herausreckten, Zwerge mit langen Bärten, Kobolde und so weiter. Dann aber verschwammen allmälig diese Bilder vor seinen Augen, das lustige Singen der Vögel, das

Summen der Bienen entfernte sich weit und weiter, die Augen fielen ihm zu und er entschlief.

Er träumte wieder. Mädchen mit Blumengesichtern schwebten an ihm vorüber in langen Schaaren, sich kichernd nach ihm umsehend, er streckte seine Arme aus und bat sie zu bleiben, aber sie verschwanden in duftiger Wolke, immer neuen Gestalten Platz machend, die dasselbe Spiel begannen wie die vorigen. Seine Sehnsucht wuchs bis zur schmerzlichen Empfindung, er wollte sich erheben, eine der lieblichen Gestalten zu erfassen, aber er konnte nicht von der Stelle, er war wie angewurzelt. Da warf ihm das letzte Mädchen, das unverkennbar die Züge Ulrikens trug, eine Blume in's Gesicht, und der ganze Zug war verschwunden.

Dornek zog die rechte Hand unter dem Kopf hervor und fuhr sich über das Gesicht, ohne aufzuwachen; ein vom Wurm zerfressenes und frühzeitig verdorrtes Blatt war ihm darauf gefallen.

Dann befand er sich weiterträumend auf einmal wieder am Strome und schaute in's Wasser, er hörte ganz deutlich ein Boot heranrudern, er zählte die Ruderschläge, konnte aber das Boot nicht entdecken, es war ihm, als plätschere Jemand mit der Hand im Wasser, jetzt ertönte ein heftiger Schlag mit dem Ruder, und er erwachte.

Die Augen weit öffnend blieb er liegen, ohne sich zu rühren und begann sich zu besinnen, wo er denn sei.

Dann fielen ihm seine Träume ein, und er mußte lächeln, namentlich über das Mädchen, das ihm die Blume in's Gesicht geworfen. Er erhob sich halb und sah sich um, als suche er nach der Blume. Sie war nicht da.

Aber was war das? Das Plätschern im Wasser hörte er jetzt wieder wie zuvor im Traum, er stand auf, blickte durch die Bäume nach der Bucht hinüber und sah — das Herz stand ihm einen Augenblick still, um bald wie rasend zu klopfen — sah Ulrike, völlig ausgekleidet, wie sie eben aus dem Wasser in den Kahn zurückkehrte, um ihre darin befindlichen Kleider wieder anzulegen.

Dornek sah die herrliche Frauengestalt nur einen Augenblick, dann war es ihm, als ob ihn ein Schwindel erfasse, er nahm rasch seinen Ueberrock vom Boden auf, schlich leise wie eine Katze davon und rannte, sobald er gewiß war, daß er unmöglich hatte bemerkt werden können, quer durch den Wald, ohne zu wissen, weshalb, wohin?

Er irrte umher wie ein Trunkener, der seinen Weg verloren, der Schweiß lief ihm in Strömen von der Stirn, er seufzte, er schrie wild auf, er warf sich zur Erde vor Wuth — denn er konnte das Bild nicht vergessen, das er in jener Bucht der Oder gesehen, er konnte es nicht vergessen, trotzdem er die besten Gedanken zu Hilfe nahm, trotzdem er die reinen Züge seiner Braut

heraufbeschwor, trotzdem er die Vernunft anrief, — Alles, Alles umsonst: Ulrike, wie er sie am Fluß gesehen, in ihrer blendenden Frauenschönheit war nicht aus seinen Gedanken hinwegzuwischen.

Dazu quälte ihn jetzt von Neuem der Gedanke, was sie wohl mit jenen letzten Worten, als sie von ihm geschieden, gemeint haben könnte, er grübelte, sann und sann, und bei alledem beseligte ihn nur der eine Wunsch: ich will, ich muß sie wiedersehen, gleich, jetzt, noch heute.

So mochte er fast eine Stunde umhergeirrt sein, als er wiederum die Oder vor sich erblickte.

„Sie muß eine scharfe Wendung machen," dachte er, „oder ich selbst habe mich im Kreise herumbewegt."

Aber bald erkannte er, daß er sich an einer ihm ganz fremden Stelle befand, und etwas weiter vordringend, lichtete sich der Wald, und er sah dicht am Wasser, auf einer grünen Hügelanschwellung ein hübsches Landhaus mit wohlgepflegtem Garten davor, in welchem die Pfirsich- und Kirschbäume in voller Blüthe standen.

Er ging näher zu und besah sich die Ansiedlung, die sich so freundlich im Flusse spiegelte. Alles zeugte von peinlicher Ordnung ohne Pedanterie, Alles war so schmuck und sauber, als wäre es eben erst fertig geworden, und heimelte doch den Geist so an, als stände es schon ewig da.

„Sollte das Ulrikens Landsitz sein?" schoß es Dornek durch den Kopf, und noch hatte er den Ge-

danken nicht ausgedacht, so sah er, sich nach dem Flusse umwendend, auch schon Ulrike in einem Kahne heranrudernd sich dem Ufer nähern.

Wie geschickt, wie sicher und kühn sie heranfuhr! Nur wenig den stolzen Oberkörper bewegend, brachte sie das Schifflein vorwärts, als wäre es ihr Spielerei.

Dornek starrte mit geöffneten Augen zum Flusse hinab, seine Pulse schlugen wie im Fieber vor Freude, und doch erwog er noch einen Augenblick, ob er nicht fliehen sollte.

Aber es war schon zu spät, denn Ulrike hatte ihn sofort erkannt und dabei einen so lauten Freudenschrei ausgestoßen, daß vom jenseitigen Ufer das Echo ihn laut nachrief.

Mechanisch zog Dornek seinen Hut und eilte die hohe, in Stein gehauene Treppe hinab, um Ulriken bei Anlegung des Kahnes behilflich zu sein.

„Willkommen auf meinem Grund und Boden!" rief sie mit ernsten, aber leuchtenden Augen, „o Gott, so war meine Hoffnung nicht umsonst? Sie kommen, Sie kommen aus eigenem Antriebe? Sie sind wirklich da?"

Dornek verging die Sprache, er stammelte einige unverständliche Begrüßungsworte, dann machte er sich mit der Kette zu schaffen, die Ulrike ihm zugeworfen, um den Kahn heranzuziehen, denn er wagte es noch nicht aufzublicken.

„Welche glückliche Fügung des Schicksals bringt Sie zu mir?“ fragte Ulrike weiter, und Dornek, noch immer das Gesicht verbergend und den Kahn befestigend, sagte: „Der Zufall hat mich hierhergeführt, ich habe mich auf einem Spaziergange verirrt.“ Noch log er nicht.

„Der Zufall allein?“ rief Ulrike mit ängstlicher Stimme, indem sie Dorneks Hand ergriff und, auf seine Schulter gestützt, an's Ufer sprang.

Er sah auf. Die Berührung des Weibes durchzuckte ihn, er blickte ihr in die großen, fragenden Augen, alle seine Sinne lagen jetzt in ihrer Gewalt, und er glaubte an die Wahrheit seiner Worte, die er, stammelnd vor innerer Gluth, hervorstieß:

„Ulrike, ich hielt es nicht länger aus, Sie nicht zu sehen, ich war krank die vier Tage, die ich Sie nicht gesehen, ich mußte her zu Ihnen, mit Ihnen sprechen, mich Ihnen zu Füßen werfen.“

Er hatte, indem er sprach, ihre Hand nicht losgelassen, die sie ihm nicht entzogen, er führte sie jetzt die Stufen hinauf und fühlte, wie Ulrike gleich ihm zitterte. Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, ihr Busen hob und senkte sich rasch, und sie vermochte kein Wort hervorzubringen.

Erst als sie mit Dornek in's Haus trat und eine Magd ihr entgegen kam, sagte sie schnell und freudig:

„Ich habe einen Gast zu Tische, Anna, sage es der Wirthin, daß sie Alles gut besorgt.“

Das Mädchen eilte ab in die Küche, und Ulrike führte Dornek in ein behagliches, mit weiblicher Sorgfalt auf's Bequemste ausgestattetes Zimmer ein. Der Blick ging auf die Oder und den sich jenseits derselben bis zum Horizonte erstreckenden Wald.

Nachdem Ulrike Dornek aufgefordert hatte, Platz zu nehmen, saßen sich beide einige Secunden schweigend gegenüber. Dornek sah verwirrt zum Fenster hinaus, er wagte es nicht ein Gespräch zu beginnen, fürchtend, der ganze Zauber, mit dem ihn die Gegenwart dieses rätselhaften Weibes unwiderstehlich bannte, könne zerstört werden und sich alle seine Hoffnungen in nichts auflösen.

„Sie haben sich nach mir gesehnt die vier Tage über?" begann Ulrike endlich mit halber, erregter Stimme, „Sie sind zu mir herausgekommen, weil es Sie unwiderstehlich hierher zog? O, welche Ahnung! Daß ich es Ihnen nur gestehe, ich wäre nicht mehr zu Ihnen gekommen; meine Kraft reichte nicht mehr aus, ich konnte es nicht mehr über mich gewinnen, zuerst zu sprechen, wie ich es wohl früher gekonnt hätte! Aber nun kommen Sie selbst! O, welch ein Traum!"

Dornek faßte den Sinn dieser Worte nicht, er hörte sie kaum.

„Ist es denn wirklich kein Traum?" rief er, „daß ich hier sitze, bei Ihnen, in Ihre Augen sehe?"

Er schaute trunken in Ulrikens glühendes Angesicht und faßte ihre Hand.

„Nein, es ist kein Traum," sagte sie, „und nun hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, was meine Worte bei unserer letzten Trennung bedeuteten."

Sie rückte mit ihrem Stuhl ein wenig zurück, athmete tief auf und begann zu Dornek, der in ihren Anblick versunken dasaß und wenig fähig schien, aufmerksam zuzuhören:

„Erinnern Sie sich noch jenes Gesprächs, das wir, vom Begräbniß zurückkehrend, über die Liebe führten?"

„Es ist mir vollkommen im Gedächtniß," sagte er.

„Ich sagte damals, ich halte die Liebe für einen Rausch, der vorübergeht, rasch, wie er gekommen, für einen Rausch, mit dem die Natur uns überfällt, um an seine Stelle ein höheres, das höchste irdische Glück treten zu lassen, dessen der Mensch fähig ist. Mich hat ein grausames Geschick dieses höchsten Glückes beraubt."

Sie hielt einen Augenblick im Sprechen inne und sah still vor sich nieder, als erwarte sie ein Wort Dorneks. Dann fuhr sie lebhaft fort:

„Ich führe seitdem ein Leben ohne Zweck, ohne Ziel, meine Arbeit erfreut mich nicht, der Segen, der auf meinen Feldern ruht, macht mich nicht glücklich.

Ich hasse die Ehe, weil ich noch nie eine glückliche gefunden habe, ich hasse sie als eine Lüge, die den Menschen an den Menschen fesselt aus elender Gewohnheit, aus gesetzlichem Zwange, ich —"

Sie wurde plötzlich verwirrt, die Worte wollten nicht von ihren Lippen, sie sah Dornek an, der bleich und verstört auf sie hinsah, als verstehe er nicht, was er hörte.

Sie ging hastig im Zimmer auf und ab, blieb endlich vor Dornek stehen und fragte ängstlich:

„Soll ich denn allein reden? Lieben Sie mich denn nicht? Sind Sie denn nicht hierher gekommen, weil Sie mich lieben?"

Dornek war am Ende seiner Vernunft, er sprang auf, warf sich dem Weibe, das in seiner Erregung voll berückender Schönheit vor ihm stand, um den Hals und rief mit fast erstickter Stimme:

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich unsäglich," und bedeckte ihren Hals und Mund mit unzähligen Küssen.

Sie ließ es kurze Zeit geschehen, dann riß sie sich von ihm los und sagte:

„Verstehen Sie mich auch, ohne mich zu verachten? Ihr Männer seid so kurzsichtig! Verspüren Sie denn den Rausch, von dem ich spreche, der mich ergriff, als ich Ihr göttliches Spiel hörte, Ihre begeisterte Rede vernahm?"

„Ich vergehe in diesem Rausch," erwiderte Dornek

von Neuem küssend; Ulrike aber hielt ihn zurück und sagte mit feierlichem Ernst:

„Ich fürchte die Menschen nicht, ich fürchte mich nicht vor ihrem Urtheil, und endlich — die Welt ist groß, und ich finde schon irgendwo ein Hüttchen. Sehen Sie, hier, hier, hier!" sagte sie, schnell ein Bild ergreifend, das auf einem Tischchen in der Nähe stand, „sieh dieses süße Kindergesicht, sieh dies mein geraubtes, mein höchstes Glück! Ich will es wiederhaben, Du sollst es mir wiedergeben, Du bist mir vom Himmel dazu gesandt."

Dornek hatte Alles, Alles um sich her vergessen, er fühlte nur den glühenden Athem eines herrlichen, frischen, von Gesundheit und Schönheit strotzenden, liebenden Weibes, es war ihm wie Tannhäuser zu Muthe, als er in den Venusberg kam und in den Wogen der Liebe versank.

VI.

Abseits von der engen Straße, die von dem Landsitze Ulrikens nach Dachsdorf führt, steht ein altes, halbverfallenes Wirthshaus. Viehtreiber und Fuhrleute kehren darin ein, wenn sie sich am Abend verspätet haben, um am nächsten Morgen sich über die Oder setzen zu lassen. Sonst ist es dort gewöhnlich still und einsam.

Nur einen Stammgast hat auch dieses Wirtshaus,

wie jedes andere in ganz Deutschland: es ist der alte Candidat Young.

Am Abend desselben Tages, an welchem Dornek bei Ulriken weilte, saß Young in dieser Kneipe vor seinem Schnapsglase und rauchte und trank in sich hinein. Er hatte wieder einmal das Bedürfniß der Einsamkeit, er war es satt, den Bauern als Belustigung zu dienen und wollte, wie er sich mit Bezug auf seinen dichterischen Vorfahr auszudrücken pflegte, wieder einmal ungestört seinen „Nachtgedanken“ nachhängen.

In dieser häßlichen, schmutzigen Spelunke ahnte man nichts von der herrlichen Frühlingsnacht draußen. Ein widerlicher Alkoholdunst, Tabaksqualm und ein nicht näher zu beschreibender Fäulnißgeruch erfüllten die Atmosphäre.

Der Wirth war ein altes, einäugiges Männchen mit heiserer Fistelstimme, die er übrigens nur sehr selten gebrauchte, am allerwenigsten seinem Stammgaste gegenüber, mit dem er jetzt, wie so oft, allein hinter seinem vergitterten Schänktisch saß.

Auf dem wackeligen Tische stand eine trübe Oellampe, die den düsteren Raum matt beleuchtete, nichts regte sich, nur an dem braunen Kachelofen in der Ecke machte ein schwarzer Kater den Buckel, reckte die Glieder und schwang sich dann behend auf den Sims des Ofens, um sich einen besseren Platz zum Schlummern auszusuchen.

Es war so still, daß man vom Kirchdorfe jenseits der Oder die Thurmuhr die neunte Stunde schlagen hörte.

„Jakob noch einen Schnaps" — es war der siebente — unterbrach jetzt Young die Stille.

Der alte Jakob erhob sich, kam hinter dem Gitter hervor, füllte seufzend das Glas und verschwand wieder in seinem Versteck.

Eine Viertelstunde rührte sich wieder nichts.

Dann wurde heftig die Thür aufgerissen, und die beiden Insassen der Kneipe schreckten empor. Selbst der Kater auf dem Ofen sprang auf und schaute funkelnden Blickes den Störenfried an.

Dornek stand, blassen Angesichts, mit verstörtem Blick, verwildertem Haar in der Thür und bebte entsetzt zurück vor der Atmosphäre, die ihm aus dem Innern der Kneipe entgegen drang. Er konnte Young nicht erkennen.

„Wo ist der Weg nach der Ueberfähre? Ich habe mich verirrt und kann die Straße nicht finden!" fragte er.

„Ei, ei, Herr Doctor," entgegnete Young, der Dornek sofort erkannt hatte, „kommen Sie nur herein, ich gehe gleich mit Ihnen und zeige Ihnen den Weg. Wenn man von hier herauskommt, rechts der Fußpfad führt in einer Minute auf die Straße."

Dornek zögerte, als habe er keine Lust hier zu warten, Young aber wurde dringender und sagte:

„Kommen Sie nur herein, Herr Doctor, hier giebt es Lethe. Haben Sie diesen Göttertrank nicht nöthig?"

Ueber Dorneks Gesicht zuckte ein kaum bemerkbares wehmüthiges Lächeln und er trat langsam ein.

Nachdem er sich vorsichtig in dem dunklen Raume umgeblickt und Young ihn versichert hatte, daß sie allein seien, da der alte Jakob nicht zurechnungsfähig wäre, setzte sich Dornek auf einen alten Stuhl Young gegenüber und fragte mit halblauter Stimme:

„Wozu sollte ich Lethe nöthig haben?"

„O, es war nur so eine Redensart von mir, und es fuhr mir so ein dummer Gedanke durch den Kopf," erwiederte Young, den das Trinken ganz seine gewöhnliche Unterwürfigkeit hatte vergessen machen.

„Welcher Gedanke?" fragte Dornek weiter.

„Daß Sie sich könnten die Flügel verbrannt haben," lachte Young.

„Die Flügel verbrannt?"

„Ja!"

„Wie verstehen Sie das?"

„Ich sah Sie heute um's Licht herumflattern wie einen Schmetterling, und da dachte ich mir, Sie könnten am Ende hineingeflogen sein.

„Wo? Wann? Was haben Sie gesehen?"

„Mir war es so, als hätte ich Sie zur schönen Frau hineingehen sehen? — Aber Sie sind ja Bräutigam, Sie werden sich schon in Acht nehmen."

Dornek zuckte zusammen.

„Sehen Sie," fuhr Young fort, ohne es zu bemerken, und nachdem er sein Glas geleert und ein neues bestellt hatte, „sehen Sie, was die Weiber von uns unterscheidet, ist unsere Gutmüthigkeit, die jenen abgeht. Wir stürzen wie Tölpel in die Falle, weil uns die Leidenschaft alle Vernunft raubt, wir lassen uns das Herz zerschlagen und müssen froh sein wenn wir mit dem Leben davonkommen."

Er nahm einen kräftigen Schluck.

„Heißt das auch ein Leben?" dachte Dornek und sah mitleidig, nicht stolz auf die Carricatur vor sich hin.

„Mit dem Leben davonkommen!" rief Young entsetzlich lachend aus, als hätte er Dorneks Gedanken errathen. „Ein schönes Leben das wahrhaftig! Wie singt doch mein großer englischer Vorfahr?" Und er erhob sich und sprach mit lallender Stimme und mit dem Oberkörper hin- und herwankend:

„— — wie selig die, so nicht mehr wachen!
Auf streb ich aus der Träume wildem Meer,
Wo scheiternd die verzweiflungsvolle Seele
Im Wogenkampf der Schreckensbilder trieb,
Beraubt des Steuers der Besonnenheit.
Sie faßt es nun, doch Qual löst Qual nur ab,
Und — herber Tausch! — noch bittrer ist die neue!"

„O, mein lieber Herr Doctor," brach er plötzlich weinend aus, „was bin ich für ein entsetzlicher Lump,

was hab ich für ein Leben hinter mir und wie verbring ich die letzten Tage, die mir noch bevorstehn! Das Leben mir zu nehmen bin ich zu schwach, zu feige, also bleibt mir nichts übrig, als der Selbstbetrug, die Lüge und diese Lethe hier!"

„Aber weshalb, weshalb das Alles?"

„Weshalb? — Hören Sie! Sie können mir's glauben, heute lüge ich nicht, ich bin ja mit Ihnen allein, wozu sollte ich lügen? — Vor etwa 30 Jahren — welche Spanne Zeit! Sie waren noch nicht geboren, war ich ein stattlicher Bursch, so frisch und gesund wie Sie; nicht wahr, es ist kaum glaublich? — Es ist zu lächerlich, wahrhaftig, es ist lächerlich, denn die Geschichte ist so uralt, daß man denken sollte, sie müßte endlich einmal trivial werden, aber sie wird's doch nicht, solange Menschen existiren. Die Fliegen sehen ihre todten Kameraden auf dem Gift liegen und naschen doch davon, sie können's nicht lassen. — Ich war verliebt! Natürlich, warum sollte ich nicht verliebt sein in ein junges Mädchen, so jung, so schön und gut — und doch so falsch! Hören Sie, falsch! Ich kann's beweisen!" schrie er. „Ich habe Zeugen, die sie kannten, die werden es Ihnen sagen. Da ist mein alter Freund, der Pfarrer, der liebte sie ebenso wie ich, nur stiller, nicht so stürmisch; ich aber erhielt den Vorzug, und der liebe Freund begnügte sich mit der Freundschaft. Der weiß es, daß sie mir ewige Treue geschworen hatte, der weiß, daß ihre Liebe mein

Leben bedeutete, der auch allein verzeiht mir mein nichtswürdiges Dasein. Ich arbeitete Tag und Nacht mit allem Fleiß, immer in dem Gedanken an sie, an sie, nur mit ihr hatte das Leben für mich einen Reiz. Und wie sie schrieb! In jedem Briefe einen heiligen Eid, daß sie nur für mich leben wollte! Hahahaha! Es war Alles nur Lug und Trug! Ich hatte meine Examina schnell und glänzend gemacht, ich komme nach Hause, matt und angegriffen von der geistigen Anstrengung, — da hatte ein anderer Vogel mit bunteren Federn, als ich sie hatte, ihr das Nest gebaut! Hahaha! Ist das nicht lächerlich? Ewige Treue! Und ist es nicht noch lächerlicher, daß ich alter Esel mir das so zu Herzen nahm? Daß ich von da ab aufhörte zu streben — zu leben wie ein Mensch? Daß ich hinuntersank bis zum Thier, blos wegen dieser thörichten Liebe? Hätte ich mich nicht trösten können wie mein guter Pfarrer? Das ist ein starker Mann! — Jakob, noch einen Schnaps! — Und nun hören Sie das Kläglichste! Da ich nach jahrelangem Hin- und Herziehen endlich hier bei unserem Pfarrer das Gnadenbrot erhalte, finde ich eine Tochter meiner Geliebten hier, eine Tochter, von deren Existenz ich gar nichts wußte, finde dieses leibhaftige Ebenbild meiner Marianne hier und ich kann nicht fort, kann nicht fort von hier. Ich liege manchmal stundenlang im Wald bei ihrem Hause, bis sie herauskommt, bis ich sie wenigstens ge-

sehen; und wenn ich sie gesehen, erfaßt mich wiederum ein Schmerz —" er schrie furchtbar auf und verstummte.

Dann trank er wieder und lachte laut: „So lachen Sie mich doch aus, aus, lachen Sie mich doch todt, daß ich Thier noch an die Liebe glaube, daß ich Thier an diese Macht glauben muß!"

Herauf fiel Young in eine förmliche Tobsucht, schlug mit den Fäusten auf den Tisch, lachte und weinte durcheinander, während Dornek, blaß wie eine Leiche, ihm gegenüber saß und ihn starr anblickte. Aber sein Gesicht trug trotzdem den Stempel voller Energie, als habe er einen wichtigen Entschluß gefaßt.

Während Young noch tobte und schrie, ward die Thür geöffnet und Paul trat neugierig rasch herein.

„Was geht hier vor? Herr Young? Und dort Hans?" Young schwieg sofort still, und Dornek sprang auf.

„Hab' ich Dich endlich gefunden, Hans, lieber Hans!" rief Paul. „Der Vater und ich waren schon in höchster Angst, es könne Dir in den Wäldern hier ein Unglück begegnet sein. Ich komme soeben von Dachsdorf und wollte unverrichteter Sache wieder nach Hause, als ich hier in der Spelunke den höllischen Lärm höre, und nun finde ich Dich hier!"

„Ich hatte mich verirrt," stammelte Dornek, „und wollte hier den Weg erfahren."

„Trinken Sie ein Gläschen, Herr Paul?“ fragte Young kläglich.

„Ich bin verdurstet vom vielen Laufen, gieb mir ein Glas, Jakob, und frisch Wasser dazu,“ sagte Paul und wandte sich wieder zu Dornek.

„Ich bringe Dir jedenfalls etwas Wichtiges, was mich in meinem Eifer, Dich zu suchen, bestärkt hat, hier, diesen Brief, der so bestempelt und beschrieben ist, als ob er die ganze Welt durchreist hätte, aus Italien.“

Dornek griff darnach wie der Verdurstende in der Wüste nach einem Tropfen Wasser. Sogleich aber wurde er wieder ruhig und steckte den Brief ein.

„Wartest Du hier noch einen Augenblick?“ fragte er Paul.

„Wenn Du willst, gewiß.“

„Laßt mich draußen einige Augenblicke allein, ich denke, man liest bei dem hellen Mondschein draußen besser, als hier bei dieser Leuchte.“

„Das versteht sich.“

Dornek ging hinaus, suchte rasch den Fußpfad, den ihm Young vorhin bezeichnet, fand ihn und eilte auf die Straße.

Hier erst nahm er den Brief aus der Tasche und besah ihn von allen Seiten, erkannte die Handschrift Friedas, seufzte tief und öffnete den Brief nicht. Er kam sich vor wie ein Verbrecher, der sich selbst den

Weg zum Heiligsten, was er besessen, für ewig verschüttet hat.

„Der Brief ist nicht mehr an mich gerichtet," sagte er mit eisiger Kälte laut vor sich hin und steckte ihn wieder ein, „seit dem heutigen Tage habe ich alle Rechte an Frieda verloren."

Dann eilte er, ohne an Paul und Young zu denken, die Straße entlang, und je wilder der Tumult in seinem Inneren wurde, desto lebhafter wurden seine Schritte.

Plötzlich aber hielt er an und sah sich schaudernd um, er erkannte die Stelle, an welcher vor wenigen Tagen er in Lebensgefahr geschwebt und Ulrike ihn gerettet hatte.

Aber nur einen Augenblick erfaßte ihn diese Erinnerung, dann eilte er weiter und gelangte an die Ueberfähre, als gerade noch eine große Herde Vieh hinübergesetzt werden sollte. Der Prahm kam erst herüber gefahren, und da das Verladen des Viehs längere Zeit in Anspruch nahm, so setzte er sich abseits auf einen Stein am Waldesrand und ließ den ganzen Zauber der Frühlingsnacht auf sich wirken.

Es erfaßte ihn eine feierliche Stimmung.

Er zog noch einmal den Brief heraus, sah ihn zärtlich an, umhüllte ihn mit einem Stück weißen Papiers, auf das er mit Bleistift einige Worte groß und deutlich niederschrieb, und ging dann ohne zu zögern

auf den Prahm zu, wo er den alten Rodewald aufsuchte.

„Ich fahre mit hinüber. Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Sehr gern, Herr Doctor.“

„Wollen Sie diesen Brief dem Herrn Pfarrer übergeben, sobald Sie ihn sehen?“

„Gewiß. Aber gehen denn der Herr Doctor nicht selbst nach dem Pfarrhause?“

„Ich habe gewisse Gründe, den Brief nicht selbst abzugeben.“

„Das ist etwas Anderes.“

Rodewald steckte den Brief zu sich.

Der Prahm setzte sich in Bewegung, das Vieh stand mit gesenkten Köpfen ruhig da.

Dornek setzte sich dicht an den Rand des Prahms und schaute sinnend in's Wasser.

Vom Ufer ertönte aus dem Walde Gesang der Nachtigallen, der Mond beschien ein Stück Erde voll süßen Friedens und heimlichen Wachsens und Keimens.

Als der Prahm die Mitte des Stromes erreicht hatte, beugte sich Dornek langsam über Bord, immer weiter und weiter den Oberkörper vorschiebend, als wollte er tief in den Grund hinabsehen. Dann verlor er das Gleichgewicht und stürzte in die Tiefe. Er fühlte das Wasser tosend in Ohren und Nase dringen, dann war es ihm, als preßte eine ungeheure Gewalt von allen

Seiten ihm den Kopf zusammen, und er verlor die Besinnung.

Ein Knecht hatte ihn fallen sehen. Er schrie laut auf, warf, ohne sich zu besinnen, die Jacke von sich und stürzte dem Ertrinkenden nach.

Der alte Rodewald bemerkte es, löste, so schnell er konnte, einen kleinen Kahn, der am Prahme festgebunden war, und fuhr dem Schwimmer nach.

Noch zweimal erschien der Körper Dorneks auf der Oberfläche des Wassers, es gelang dem wackeren Knecht, ihn noch zu erreichen und mit Hilfe Rodewalds den Ertrunkenen in den Kahn und von da in die Fährhütte zu bringen. Der alte Rodewald wandte alle Belebungsversuche an, die er bei seiner langen Erfahrung kennen gelernt hatte, sie blieben erfolglos, Dornek war todt.

Nach einer halben Stunde umstanden wehklagend der Pfarrer, Paul, Young, den die Nähe des Todes wieder nüchtern gemacht hatte, und Rodewald die in der kleinen Hütte auf Schilf gebettete Leiche. Sie hatten ihn Alle liebgewonnen in der kurzen Zeit, die er bei ihnen gelebt.

Nachdem der Pfarrer ein Gebet gesprochen hatte, überreichte ihm Rodewald den Brief Dorneks und theilte ihm dessen letzte Worte mit.

Der Pfarrer las leise die mit Bleistift geschriebenen Zeilen der Umhüllung: „Ich bitte der Briefschreiberin

mitzutheilen, daß der Brief vom Adressaten nicht mehr gelesen worden ist, da dieser bereits gestorben war."

„Was bedeutet das?" flüsterte der Pfarrer, „der Todte zwingt mich, das Räthsel zu lösen, indem er mich beauftragt, an die Absenderin des Briefes zu schreiben."

Er besah den Brief genau, das Siegel war völlig unverletzt, er erbrach es und las wiederum leise für sich: „Geehrter Herr! Meine Erwartung ist nicht eingetroffen, die Zeit und die Entfernung waren stärker als meine eingebildete Liebe. Ich gehöre bereits einem Andern, hielt es jedoch für meine Pflicht, Ihnen hiervon Mittheilung zu machen. Ich hoffe, daß die richtige Erkenntniß auch Ihrerseits nicht ausgeblieben ist und Sie diese Zeilen nicht allzusehr überraschen. Ihre ergebene Frieda."

Der Pfarrer hielt den Brief lange in den Händen ohne aufzublicken, dann schüttelte er den Kopf und sagte laut:

„Läßt sich ein Räthsel durch ein andres lösen?"

„Ich will es Dir lösen" erwiderte Young schluchzend und auf die Leiche deutend, fügte er hinzu: „Er ist stark genug gewesen, das beste Theil zu erwählen."

* *
*

Dornek wurde unter lebhafter Betheiligung des ganzen Dorfes bestattet, man hatte den Pfarrer nie

so schön reden hören wie bei diesem Begräbniß. Es fiel auf, daß Ulrike dabei nicht zugegen war.

Bald hatte auch der alte Young ausgelitten; man fand ihn an einem Herbstmorgen erstarrt im Graben der Landstraße liegend, nicht weit von Ulrikens Landsitz.

Auch diese erlebte nur den Anfang des nächsten Jahres. Mit Schrecken hatte sie wahrgenommen, daß sie sich in ihrer Theorie der Liebe getäuscht hatte, denn die Leidenschaft für den ihr so plötzlich entrissenen Geliebten hatte sich bis zu ihrem Ende in überwältigender Weise gesteigert. Sie hatte zuletzt den Gedanken, ihre Leiche verbrennen zu lassen, aufgegeben, vielmehr den Pfarrer, der noch die Nothtaufe an ihrem Töchterchen vorgenommen, gebeten, sie bei ihren Kindern in die Erde zu betten. An einem kalten Januartage wurde sie hinabgesenkt; auch nicht das kleinste Blümchen sproßte um ihr Grab, aber sie hatte Frieden gefunden nach unsäglichen Schmerzen.

Der alte Pfarrer lebt noch, und Paul ist ein tüchtiger Forstmann geworden, kerngesund an Leib und Seele, hat ein prächtiges Weib und blühende Kinder.

Der Dorfrichter.

Es begann schon zu dunkeln, als ich von einem Spaziergange in das Städtchen, wo ich seit einigen Monaten als Kreisrichter fungirte, zurückkehrte. Noch ehe ich die ersten Häuser erreicht hatte, kam mir ein offener Wagen, mit zwei kräftigen Braunen bespannt, entgegen, in welchem der junge Arzt des Städtchens saß, um vermuthlich noch einen Krankenbesuch auf dem Lande zu machen.

„Guten Abend, Herr Kreisrichter," rief er mir zu und ließ den Kutscher halten; „fahren Sie mit? Es geht nach B."

Ich hatte den trefflichen und mir befreundeten jungen Mann schon einige Male auf seinen Landfahrten begleitet, da er ein ausgezeichneter und zugleich der einzige Gesellschafter war, den ich in dem kleinen Orte vorgefunden, und weil ich auf diese Weise meine Neugierde, Land und Leute der neuen Heimat kennen zu lernen, am leichtesten befriedigen konnte.

„Der Himmel droht mit Regen," erwiderte ich, einen zweifelhaften Blick nach oben werfend.

„Fürchten Sie sich davor?"

„Das nicht. Ich habe in Frankreich manche Nacht auf freiem Felde im Regen campirt und will Ihnen beweisen, daß ich auch heute nicht davor zurückschrecke. Rechnen Sie meine vorübergehende Unentschlossenheit nur einer kleinen Mißstimmung zu, in die mich mein einsamer Spaziergang versetzt hat."

„Aha! Man hat wieder gegrübelt!" sagte der Arzt und half mir in den Wagen hinein. „Na, da bin ich ja gerade zur rechten Zeit gekommen, um Sie auf andere Gedanken zu bringen."

Wir fuhren davon. Die Landstraße führte durch eine einförmige Ebene, die hie und da am Horizonte von Wäldern eingefaßt war, die Felder standen im reichsten Schmuck, das Korn reifte der nahen Ernte entgegen, die Luft war voller balsamischen Düfte, dabei still, warm, fruchtbar.

„Sie haben gewiß Ihrer Gewohnheit gemäß wieder über das allgemeine Menschenelend nachgegrübelt und sich dabei in eine zwar recht wohlthuende, aber höchst gefährliche Melancholie hineingegraben," begann der Doctor nach kurzer Pause des Stillschweigens.

Ich mußte lächeln.

„Ja, ja," fuhr er fort, „ich kenne das. Ihr Herren von der Feder, selbst ihr Richter, die ihr doch mit dem

praktischen Leben genug in Berührung kommen solltet, seht es immer nur mehr von der theoretischen Seite, ihr könnt es nicht betrachten, ohne es mit euern Gesetzes-Paragraphen in Verbindung zu bringen und gerathet da auf allerhand Spitzfindigkeiten, die euch auf gefährliche Abwege leiten. Kommt dazu noch ein wenig die Neigung, sich einzubilden, daß es ehedem schönere, poetischere Zeiten auf unserm Sterne gegeben habe, oder daß irgendwo an einem andern Orte das ersehnte Glück in üppiger Fülle blühe, und daß nur gerade da, wo das arme Menschlein sich befindet, Steine und Unkraut wuchern, so fehlt nichts als die Einsamkeit und ein kleines Nest wie das unsrige, um einen völligen Träumer zu produciren, den jedes alte Weib, das wegen Injurien klagt, zur Verzweiflung bringen könnte."

„Sie malen doch etwas zu schwarz," rief ich laut lachend aus.

„So?" sagte er, „oder soll ich Ihnen vielleicht die Stimmung charakterisiren, in der ich Sie hier auf dem Felde getroffen habe?"

Und ohne daß ich noch im Stande gewesen wäre, etwas zu erwidern, fuhr er in seiner lebhaften Weise fort:

„Das ist das warme Sommerwetter bei untergehender Sonne, wenn die Luft, wie heute, eine fast

betäubende Wirkung ausübt, wenn rings Alles schweigt und nur ganz selten vom fernen Walde her ein unerklärlicher Ton an unser Ohr dringt — das ist das richtige Wetter, wollte ich sagen, um so einem vereinsamten Kreisrichter, wie Sie sind, das Hirn recht zu verdrehen. Wie weich und verschwommen erscheinen einem alle Gegenstände; wie weich und verschwommen wird das Gemüth gestimmt; wie erschreckt uns jeder Ruf, den vielleicht eine häßliche Krähe über uns ertönen läßt; welches Mitleid ergreift uns mit der leidenden Creatur und zuletzt — welches Mitleid mit uns selbst. Ach! wäre es nicht gleich am besten, sich am Wege in's Gras zu werfen und den Thränen freien Lauf zu lassen? Wozu all die Mühsal ertragen? Könnte man nicht, gleich jenem letzten Funken des Abendrothes, hinüberschlummern in das selige Nichts? Und nun dauert es keine Viertelstunde mehr und man schwimmt in jenem Meer von Melancholie, das so ungesund ist, wie das todte Meer, und von dem der geniale, aber höchst verrückte Italiener Leopardi singt: ‚Und süß ist's mir, in diesem Meer zu scheitern.' Sehen Sie, in solcher Stimmung waren Sie, als der fatale Doctor mit seinem Wagen aus der andern Welt da draußen in die Ihrige hineinrumpelte."

„Nun, die große Uebertreibung abgerechnet, kann ich Ihnen nicht ganz Unrecht geben."

„Ich habe gar nicht sehr übertrieben. — Aber

woher kommen solche Stimmungen? Das ewige Sich-selbstbetrachten und Zersetzen der eigenen Gefühle schärft das geistige Auge in einseitiger Richtung, so daß jede kränkliche Wallung des Innern wie ein großer Wall von Unglück erscheint und der richtige Blick für alles Außenstehende verloren geht. Wer auf dem Rücken im Grase liegt, ein Auge schließt, mit dem andern die eigene Nase betrachtet und dieselbe nun wirklich für größer hält, als den Kirchthurm in der Ferne, blos weil er sich jetzt hinter der Nase verstecken kann, der, der — na ja, der gleicht jenen Menschen, von denen ich Ihnen eben gesprochen habe."

„Bin ich denn wirklich so schlimm?"

„Sie sind, gottlob, noch nicht so weit, aber sie müssen auf der Hut sein. Sie sehen das menschliche Elend immer nur aus der Ferne, aus Protocollen und Zeugen-Aussagen; schauen Sie ihm nur einmal tüchtig in's Angesicht wie ich es immer thun muß, und Ihre eingebildeten großen Schmerzen werden schwinden und Sie aus wirklichem Leid Gesundheit saugen."

„Eine neue Theorie!"

„Aber probat, das können Sie glauben. Sie sollten öfter mit mir fahren. Gerade heute trifft es sich gut, Sie werden manches Interessante kennen lernen, das Ihnen zugleich eine tüchtige Lection gegen Ihren Weltschmerz sein mag. — Was läuft denn da über

den Weg?“ unterbrach er sich selbst, den Kutscher auf den Rücken tupfend.

„Ein Hase,“ sagte der Kutscher.

„Was thut der Kerl noch so spät?“

Der Kutscher zuckte die Achseln.

„Ich muß Sie vorher ein wenig mit der Situation bekannt machen,“ sagte der Arzt, wieder zu mir gewendet. „Doch dazu können wir uns eine Cigarre anzünden, wir haben noch eine Stunde Zeit, ehe wir dort sind.“

Es war immer dunkler geworden. Der Himmel blieb bedeckt, die Luft schien noch schwüler als vorher, nur wenige Sterne schimmerten matt und in der Ferne wetterleuchtete es.

Wir hatten uns die Cigarren angezündet und der Arzt begann:

„Vor etwa sechs Wochen liege ich gegen Abend in meiner Stube auf dem Sopha, müde von den Anstrengungen des Tages, und rauche mit Vergnügen meine Cigarre, mich der Hoffnung hingebend, daß ich für heute nicht mehr gestört werden würde, als es ganz leise an die Thür klopft. Aergerlich rufe ich ‚Herein‘, aber es rührt sich nichts an der Thür. Ich denke, ich habe mich getäuscht und lege mich wieder hin. Da pocht es wieder, ganz leise wie zuvor. Nun rufe ich nochmals, ohne mich zu erheben, so laut ich konnte ‚Herein‘, aber es rührt sich wieder nichts

draußen. Vielleicht der Wind, denke ich, und beruhige mich dabei. Da, nach etwa zehn Minuten, pocht es wieder ganz leise, aber jetzt mehrmals hintereinander. Nun sprang ich auf, öffne die Thür und sehe einen kleinen Kerl mit trübseligem Gesicht vor mir, den ich in dem herrschenden Halbdunkel für etwa dreizehnjährig hielt.

„‚Was willst Du, mein Sohn?‘ sage ich und fordere ihn auf, näher zu kommen.

„‚Ich wollte Sie bitten, nach B. zu kommen, es ist Jemand sehr krank bei uns,‘ sagte er mit leiser, tonloser Stimme.

„‚Hast Du denn schon öfter angeklopft?‘

„‚Ja, Herr Doctor, drei Mal schon.‘

„‚Warum bist Du nicht hereingekommen?‘

„Er sah mich traurig an und schwieg.

„‚Wer ist denn krank bei Euch und wer hat Dich geschickt?‘

„‚Es ist Jemand —‘ dann schwieg er wieder.

„Die Sache kam mir verdächtig vor. Wahrscheinlich wieder ein altes Weib, das Zahnreißen hat und ihr letztes Stündlein gekommen wähnt, dachte ich mir. Da fährt man zwei Stunden in die Nacht hinein, um nichts und wieder nichts, und entzieht den wirklich Kranken die Hilfe.

„‚Höre, mein Sohn,‘ begann ich wieder, ‚wenn Du mir nicht einmal sagen kannst, wer krank ist und

wer Dich geschickt hat, so werde ich es wohl bleiben lassen, Dir zu folgen, hast Du einen Wagen mit?

„Anstatt mir auf meine letzte Frage zu antworten, warf sich mir der Kleine zu Füßen, und als ob ihm plötzlich von unsichtbaren Dämonen die Zunge gelöst worden wäre, begann er in einem Tone, den ich nun und nimmer in dem kleinen Menschen vermuthet hätte, mich zu beschwören, einen Wagen zu miethen und mit ihm nach B. zu fahren, da Gefahr im Verzuge sei und die Unglückliche gewiß ohne meine Hilfe sterben werde.

„‚Lieber Herr Doctor,‘ schloß er, ‚wenn Sie ein Herz in der Brust haben, so folgen Sie mir, sie leidet entsetzlich und ich fürchte er schlüge sie todt, wenn Sie nicht bald kommen.‘

„Wer schlägt sie todt?“

„‚Der Vater.‘

„Ich zündete Licht an und besah mir den Kleinen näher. Er zitterte an allen Gliedern, Thränen standen in seinen Augen und sein Gesicht, das mir nun bedeutend älter erschien, glühte dunkelroth.

„‚Wie alt bist Du denn?‘ fragte ich.

„‚Ich bin dreiundzwanzig Jahre,‘ gab er wieder leise zur Antwort.

„‚Dreiundzwanzig!‘ rief ich erstaunt, und zog mir den Ueberzieher an. ‚Das hätte ich nicht gedacht! Ich soll wohl zu einer Wöchnerin kommen?‘

„‚Ja Herr Doctor,‘ erwiderte er schnell.

„Ich steckte mein Handwerkszeug zu mir, ging mit dem Kleinen hinaus, ließ schnell meinen Miethswagen anspannen und wir fuhren davon.

Unterwegs versuchte ich vergeblich aus dem Kleinen etwas herauszubringen, auf alle meine Fragen hatte er nur Seufzer oder höchstens: ‚Sie werden es schon sehen, Herr Doctor, Gott segne Sie für Ihre Güte.‘

„Als wir die ersten Häuser von B. erreicht hatten, bat mich der Kleine zu halten. Ich dachte, wir seien zur Stelle und wollte eben absteigen, als er mich mit lebhaften Geberden bat, auf dem Wagen zu bleiben und erst an einem weißgetünchten Hause, das er mir genau beschrieb und das ich nicht verfehlen könne, Halt zu machen und nur sogleich einzutreten. Er selbst entfernte sich rasch und verschwand in der Dunkelheit.

„Die Sache erschien mir immer seltsamer, indeß, ich war nun ein Mal in B. und wollte mich überzeugen, ob ich wirklich irgendwo Hilfe leisten könne. Das bezeichnete Haus war bald erreicht, ich stieg ab und befand mich bei meinem Eintritt in dasselbe in einem völlig finsteren Vorraume, in welchem ich vergeblich nach einer Thür suchte. Die nach der Straße zu liegenden Fenster waren auch nicht erhellt gewesen, so daß ich den Eindruck empfing, als ob entweder alle Bewohner des Hauses schliefen oder überhaupt niemand darin wäre.

„Da ertönten plötzlich aus dem Innern jene, uns Aerzten nur zu bekannten gedehnten Klagelaute, die mich auf die Spur einer Thür brachten. Ich öffnete und erblickte in einem großen, ziemlich öden und matt erleuchteten Zimmer einen alten Mann mit langem weißem Haar, ganz allein an einem Tische in der Mitte der Stube sitzend. Er erhob sich rasch bei meinem Eintritt und schaute mich wild an. — Ich muß Ihnen das Aeußere dieses Mannes etwas genauer beschreiben, da ich kaum glaube, daß Sie ihn noch zu sehen bekommen werden. Er trug den langen dunklen altmodischen Bauernrock, wie man ihn hier noch vereinzelt antrifft, und der alten Leuten ein bei weitem ehrwürdigeres Aussehen giebt, als die jetzt meist beliebten kurzen Jacken oder neumodisch städtischen Röcke. Seine Gestalt war hoch und fest gebaut, die Stirn klar und bedeutend, das Auge groß und feurig, das Haar trotz seiner Weiße noch voll und herabwallend, kurz, er würde einen recht patriarchalischen Eindruck gemacht haben, wenn nicht eine unverkennbare Wuth, die aus seinen Augen auf mich zublitzte, das Würdige der Erscheinung erheblich herabgemindert hätte.

„‚Was wollen Sie hier?‘ schrie er mich an.

„‚Ich bin der Arzt,‘ sagte ich ruhig, ‚wo haben Sie Ihre Tochter?‘

„‚Wer hat Sie gerufen und was wollen Sie. Ich

brauche Sie nicht. Sie können wieder gehen; wer sterben soll, wird auch ohne Sie sterben!

„Ich ließ mich durch diese wild hervorgestoßenen Worte in keiner Weise beunruhigen, sondern sah mich nach einer Thür um, die in ein anderes Gemach führen mußte. Dabei fiel mein Blick zufällig an eines der Fenster, hinter welchem ich ein jugendliches Gesicht, das sich von außen dicht an die Scheiben drückte, um den Vorgang im Zimmer zu belauschen, bemerkte. Es war der Kleine, der alsbald wieder im Dunkel verschwand.

„Jetzt ertönten wieder die langgezogenen Schmerzenslaute und wiesen mir den Weg zu einer an das Zimmer stoßenden Kammer, welche von jenem nur durch einen groben Vorhang getrennt wurde.

„Ohne auf die wüthenden Geberden des Alten zu achten, der mich übrigens schließlich ruhig gewähren ließ, nahm ich das Talglicht vom Tisch und trat in die Kammer.

„In einem ärmlichen, aber durchaus sauberen Bett lag ein junges Weib von etwa 25 Jahren mit angenehmen, wenn auch vom Schmerz etwas verzerrten Zügen, das mich händeringend anrief, ihr zu helfen. Am Ende des Bettes saß ein altes völlig verschrumpeltes Weib auf einem niedrigen Schemel, das sich bei meinem Eintritt erhob und mich triefäugig anglotzte.

„Ich untersuchte die Wöchnerin, fand ihren Zustand

zwar ziemlich bedenklich, aber nicht so schlimm, als ich erwartete, tröstete die Kranke und theilte ihr mit, daß sie in kaum einer halben Stunde Mutter sein werde. Nachdem ich noch einige nothwendige Anordnungen getroffen, wobei mir das alte Weib merkwürdigerweise ganz verständig zur Hand ging, begab ich mich in das Zimmer zurück, in welchem mittlerweile der Alte ein Lämpchen entzündet hatte. Er saß wieder finster vor sich hinbrütend am Tisch.

„Fast zugleich mit mir trat, vorsichtig die Thür öffnend, der Kleine ein, sah sich scheu um und that einige Schritte in's Zimmer hinein. Der Alte fuhr wieder in die Höhe und rief, ohne Rücksicht auf die Wöchnerin zu nehmen, mit lauter Stimme:

„‚Wo hast Du Dich herumgetrieben? Du hast wohl den weisen Herrn Doctor aus der Stadt geholt, he? Hatte ich das nicht streng verboten, Schlingel?‘

„‚Schreien Sie nicht so!‘ gebot ich mit gedämpftem, aber entschiedenem Tone, während sich der Kleine in eine Ecke verkroch. ‚Mann,‘ fuhr ich fort, ‚sind Sie denn ganz ohne Herz, daß Ihnen Ihrer Tochter Leben so nichts bedeutet?‘

„‚Bin ich noch Herr in meinem Hause?‘ begann er wieder wuthschnaubend, jedoch schon merklich leiser als vorher, ‚was mischen Sie sich in meine Angelegenheiten? Ob mir das Leben meiner Tochter so nichts bedeutet? Freilich bedeutet mir's nichts, denn

ihre Ehre ist zum Teufel, so mag sie selbst zum Teufel gehen!'

„‚Sie reden wie ein junger Mensch, der keine Ahnung vom Leben hat und von dem Treiben der Menschen. In Ihrem Alter pflegt man sonst milder zu urtheilen. Sie kann ja ihren Liebhaber heirathen oder ihn sonst zur Rechenschaft ziehen.'

„‚Zur Rechenschaft ziehen!' brauste der Alte auf. Das ist es ja eben! Ist sie nicht ein solcher Trotzkopf, daß sie mir hartnäckig den Namen des Nichtswürdigen verheimlicht, daß sie sich trotz der ärgsten Drohungen nicht bewegen läßt, ihn zu nennen! Ich wollte ihn schon zur Rechenschaft ziehen, darauf können Sie sich verlassen: wenn ich nur wüßte, wer er ist.'

„Der Kleine in der Ecke machte eine Bewegung, als wollte er etwas sagen, verstummte aber, als ihm der Alte sein finsteres Gesicht zuwandte.

„‚Haben Sie denn gar keine Vermuthung?' fragte ich.

„‚Was fange ich mit Vermuthungen an! — Daß für mein Alter noch eine solche Schande aufgehoben sein sollte, hätte ich nicht gedacht; ich dächte, es wäre an dem übrigen genug gewesen! Hören Sie mich an, Herr, und dann urtheilen Sie, ob ich ein Recht habe grausam zu sein.'

„Seine Sprache und Ausdrucksweise verrieth eine für einen Bauern nicht gewöhnliche Bildung. Er drückte mich auf einen Holzstuhl neben sich nieder, fuhr mit

der rechten Hand durch die widerstrebenden Haare und begann:

„‚Ich bin aus einem alten Bauerngeschlecht, das seine Vorfahren einige Jahrhunderte zurückverfolgen kann. Mein Großvater hat es unter Friedrich dem Großen bis zum Hauptmann gebracht und ist dann in hohem Alter und in hohen Ehren hier auf unserem Sitze gestorben. Mein Vater hat, trotzdem er schon ein Mann in den besten Jahren war, sich unter den Ersten freiwillig gemeldet, als es anno 13 galt, den Erzfeind aus dem Vaterlande zu vertreiben, und ist mit Ruhm und Ehre bedeckt, bei Leipzig gefallen. Ich war sein einziger Sohn und Erbe, und mein höchstes Bestreben war und blieb allezeit, dem Vorbild meiner Vorfahren getreu, die Ehre des Hauses hochzuhalten und meine Kinder ihrer würdig zu erziehen.‘

„Er holte tief Athem und ließ den Kopf, wie erschöpft, auf die Brust sinken. Nach einer Weile fuhr er, finster vor sich hinblickend, wie zu sich selber, fort:

„‚Ich hatte drei Söhne, stark, blühend und gesund wie ich selbst, mein Stolz und meine Freude, wie die des ganzen Dorfes. Nur mit der Mutter kamen sie nicht zurecht, da gab's manchmal wilde Tänze, und ich mußte den Jungen die Stange halten, denn mein Weib war im Unrecht. Gott hab' sie selig, aber ich muß es aussprechen, sie liebte mehr den Schein als die Wahrheit, das hat mir viele bittere Stunden gemacht.

Sie war ein schönes Weib in ihrer Jugend gewesen und ich war vernarrt in sie bis zum Krankwerden. Dazu wurde meine Leidenschaft noch gesteigert durch die besseren Aussichten, die ein Nebenbuhler hatte, ein junger Bauer, Anton Michels, den sie mir vorzuziehen schien, den ich aber schließlich doch aus dem Felde schlug — leider, wie ich mir später gestehen mußte, aus dem einen Grunde, weil ich der Reichere und Angesehenere war. Von jener Zeit schreibt sich die bittere Feindschaft zwischen Michels, der jetzt der reichste Bauer ist, und mir. Er hat eine Andere genommen, die ihm ein großes Vermögen gebracht, die er aber nie geliebt hat. Mein Weib konnte er nie vergessen und sie hat mit ihm noch später geliebäugelt, mehr als mir lieb war. Meine einzige Tochter stand immer auf ihrer Seite und hat ganz ihren Charakter geerbt: leicht und putzsüchtig, dabei hübsch und stets von Mannsbildern umschwärmt. Sie ist nie, selbst nach dem Tode meiner Frau nicht, ganz offen und zutraulich zu mir geworden. Die Jungen aber waren echte Kerls, sie hatten alle was Tüchtiges gelernt, der Aelteste sollte mein Nachfolger werden im Besitz des Bauerngutes, die beiden anderen hatten das Schmiedehandwerk gelernt, wie alle meine älteren Vorfahren und ich selbst, und die Zukunft lag sorglos und hoffnungsvoll vor ihnen, als der Krieg im Jahre 70 ausbrach. Da durfte und wollte natürlich keiner von

ihnen zurückbleiben, und wie sehr mir auch das Herz blutete, als sie mit ihrem Regiment zum letzten Male hier durch's Dorf zogen, ich war doch voll Stolz und dankte Gott, daß er mir diese Ehre hat zu Theil werden lassen. Da gab es keinen im Dorf, der sich nicht vor dem alten Volkmer gebeugt hätte, der nicht gesagt hätte: Der und kein Anderer soll bis an's Ende seiner Tage unser Dorfrichter bleiben. Und die angesehensten Bauern hätten es für eine Ehre gehalten, dereinst meine einzige Tochter als ihre Schwieger dem Sohne in's Haus folgen zu sehen. Aber Gott scheint es beschlossen zu haben, mich wie Hiob auf's Tiefste zu erniedrigen.'

„Er schwieg wieder einige Augenblicke und sein Gesicht nahm einen unsäglich rührenden Ausdruck an. Mit halber Stimme sagte er dann:

„,Ich habe keinen meiner drei Söhne wiedergesehen. In blutiger Schlacht sind sie im fernen Frankreich umgekommen, und mein Auge kennt nicht einmal die Stätte, wo sie zur ewigen Ruhe gebettet sind. — — Zwar den Heldentod meiner Söhne hätte ich noch am ersten verschmerzt; was haben sie auch verloren an diesem Jammerleben — dann aber brach es über mich herein wie finstere Nacht. Wenn ein Hund gebissen wird, so kommen die anderen und beißen ihn auch. Ich will Sie nicht langweilen. Meine Wirthschaft gerieth durch Mißernten und tiefen häuslichen Kummer in Verfall. Der reiche Michels, der mir auch wegen meines Dorf-

richter-Amtes mißgünstig war, wagte es sogar, mit Verleumdung gegen mich vorzugehen, die ich zwar völlig zu nichte machte, jedoch nicht ohne dabei den Kürzeren zu ziehen. Ich hatte ihm nämlich vor Wuth über seine Nichtswürdigkeit gelegentlich den Schädel entzwei gehauen und (er ließ die Stimme ganz sinken) und saß dafür zwei Jahre im Gefängniß. Als ich wieder herauskam, war es natürlich mit der Dorfrichterei und so ziemlich mit allem Anderen auch vorbei. Nur eines war mir noch geblieben, an das mir bisher keiner zu tasten gewagt hatte: meine Tochter! Hahaha! wie konnt ich alter Esel so dumm sein! Es war mir schon recht. Die Frau Baronin in F. wollte sie zur feinen Dame erziehen, zu der sie so viel Anlage hatte, und ich ließ es geschehen. Sie war kaum ein Jahr im Schloß und vorgestern kommt sie mir mit Schimpf und Schande in's Haus zurück und die Jungen auf der Gasse pfeifen mir Schelmenlieder nach, sobald sich der alte Esel Volkmer blicken läßt. O, pfui, pfui, pfui! Und ich soll nicht eimal das Recht haben, den Halunken zu zwingen, die Dirne zu heirathen! Nicht, Nicht? Nun, so bitte ich Gott, wenn anders er mich noch hören will, daß er Mutter und Kind hinübernimmt in sein Reich, denn sie wird nie wieder meine Tochter, wenn ich und sie nicht Genugthuung bekommen.'

„Er war vom Tische aufgestanden, mit großen Schritten im Zimmer hin- und hergegangen und hatte

die letzten Worte fast schreiend herausgestoßen. Kaum hatte er geendet, so stürzte aus der dunklen Ecke der Kleine hervor und sprach mit unnachahmlicher, von Angst und Schmerz erfüllter leiser Stimme:

„‚Vater, Vater, sprecht nicht so, ich kenne ihn und will ihn Euch nennen, wenn Ihr ihm nichts anthut, denn sie liebt ihn!‘

„Wie ein Löwe fuhr der Alte herum, ergriff den Kleinen um die Mitte des Leibes, stellte ihn mit einem Ruck vor sich auf den Tisch und sah ihm in's Gesicht, als wollte er ihn mit seinen Augen verschlingen.

„‚Was, Du Knirps?‘ flüsterte er, ‚Du kennst ihn?‘ und zu mir gewendet, fuhr er fort: ‚Den habe ich Ihnen noch vergessen vorzustellen; man sagt, es sei mein Sohn, und ich habe keine Beweise, es anders zu sagen. Es ist mein Jüngster, er wog nur vier Pfund, als er zur Welt kam, und nahm doch seiner Mutter dabei das Leben. Da seine drei Brüder mehr als groß waren, so hatte ich wohl kaum ein Recht, mich beim lieben Herrgott über diese Zugabe zu beschweren, und da ich einmal der Mann seiner Mutter war, so mußte ich ja wohl sein Vater sein. — Knirps, Du kennst ihn? Wahrhaftig? Sprich den Namen aus und Du sollst in meinen Augen wachsen zum Riesen.‘

„‚Vater,‘ flüsterte der Kleine wieder, ‚sie hat mir

den Namen genannt, als sie vorhin glaubte, daß sie sterben würde, ich sollte es nicht eher verrathen.'

„,Heraus mit der Sprache, oder ich zerdrücke Dich!'

„Bleich vor Schreck hauchte der Kleine den Namen: ,Florian Michels.'

„Der Alte fuhr drei Schritte zurück und starrte den Kleinen wie geistesabwesend an.

„,Der?' fragte er dann mit halber Stimme.

„Der Kleine, der noch immer auf dem Tisch stand, nickte zustimmend. Als ob ihm plötzlich ein Entschluß käme, wandte sich jetzt der Alte an mich mit der schnell hervorgestoßenen Frage:

„,Ist das Kind bald da?'

„,Ich erwarte es jeden Augenblick,' gab ich zur Antwort und begab mich in die Kammer der Wöchnerin.

„Nach etwa einer Viertelstunde kehrte ich in die Stube zurück, um dem Alten die Geburt seines Enkels anzuzeigen.

„Er stand in sichtlicher Erregung, die Hände auf dem Rücken, mitten im Zimmer. Auf meine Mittheilung drehte er sich kurz um, riß eine Flinte von der Wand, setzte die Mütze auf, empfahl mir das Wohl seiner Tochter und schritt der Thür zu mit den Worten: ,Ich gedenke bald wiederzukommen.'

„Noch ehe ich im Stande war, ihn nach dem Zweck seines Ausganges zu befragen, war er verschwunden. Der Kleine hatte ihm nachstürzen wollen, war aber

durch einen einzigen Blick des Alten zurückgeschreckt worden und stand nun wie hilfeflehend vor mir."

Der Arzt machte eine Pause in seiner Erzählung, um sich die Cigarre wieder anzuzünden, die ihm während des Sprechens ausgegangen war. Es fielen die ersten großen Tropfen herab, die uns ein heraufziehendes Gewitter ankündigten.

„Wir werden noch tüchtig naß, ehe wir unser Ziel erreichen," sagte der Arzt. „Fahr' zu, Christian, in zehn Minuten müssen wir da sein."

Der Kutscher hieb auf die Pferde ein, und in scharfem Trabe ging es vorwärts, während der Regen uns prasselnd in die Gesichter fuhr und grelle Blitze das finstere Land vor uns erleuchteten.

„Nun," fragte ich, als der Arzt noch immer schwieg, „Sie sind noch nicht fertig mit Ihrer Erzählung."

„Der Alte hat sich seit jenem Abende nicht wieder sehen lassen."

„Und die Tochter und der Kleine?"

„Von denen wollte ich Ihnen eben noch berichten. Die Tochter schwebte mehrere Tage zwischen Tod und Leben, und wenn sie jetzt wieder völlig hergestellt ist, so ist nicht zum kleinsten Theile die unermüdliche Für=sorge des kleinen Bruders die Ursache davon."

„Wie so?"

„Der Kleine, der überhaupt viel Weibliches in seinem räthselhaften Wesen hat, war von einer Ge=

schicklichkeit und Leistungsfähigkeit im Krankenpflegen, wie sie mir selten begegnet sind. Er ging der alten Hebamme zur Hand, als ob er nie in seinem Leben eine andere Beschäftigung gehabt hätte, und Tag und Nacht kam kein Schlaf in seine Augen. Jede meiner Vorschriften wurde auf's Pünktlichste ausgeführt, ich konnte die Kranke besseren Händen gar nicht anvertrauen. Einmal kam ich zur Mittagszeit — es war ein heißer Tag — und fand die ganze Gesellschaft eingeschlafen. Die junge Mutter im Bett, die Alte auf der Ofenbank, den Kleinen — ein rührendes Bild — auf einem Holzschemel an der Wand, den Säugling auf den Knieen, fest in die beiden Aermchen geschlossen. Ich trat so leise auf, als ich nur vermochte, um den Kleinen nicht zu stören, aber er fuhr sofort empor und weinte fast vor Aerger, daß ihn der Schlaf doch übermannt hatte. All' mein Zureden, ja Befehlen, daß er sich schonen sollte, war umsonst: er, der niemals Liebe empfangen hatte, scheint mit einem unversieglichen Quell opferfreudigster Liebe für andere von der Natur bedacht zu sein. — Seit acht Tagen ging es so gut, daß ich nicht mehr hinausfuhr, bis mich heute die Tochter rufen ließ, da ihr kleiner Bruder sehr krank sei. Wahrscheinlich ist er den übergroßen Anstrengungen der letzten Wochen nun doch erlegen."

„Und weiß man gar nicht, wohin der Alte verschwunden ist?"

„Man glaubt, daß er dem Florian Michels nachgegangen sei, der bald, nachdem die Tochter das herrschaftliche Gut verlassen hatte, auf welchem auch ihr Geliebter bedienstet war, nach einem entfernten Gute des Barons als Forstgehilfe versetzt worden ist. Man will den Alten hie und da gesehen haben, aber seine Spur hat sich immer wieder verloren."

„Und der Neugeborene?"

„Ist ein strammer Bursche, der vergnügt in's Leben hineinschaut."

Wir waren völlig durchnäßt im Dorfe angekommen. In der großen spärlich erleuchteten Stube trat uns das junge, hübsche Weib, ein kokettes Häubchen auf dem Kopfe, ihr Kind in einem sauberen Tragbettchen auf dem Arme, entgegen und reichte dem Arzte mit bekümmerter Miene die Hand, wobei sie einen scheuen Blick auf mich fallen ließ. Der Arzt bemerkte dies und sagte, auf mich deutend:

„Ein guter Freund, Sie brauchen sich nicht vor ihm zu fürchten. Wie geht es dem Kleinen?"

„Ich glaube, nicht gut," gab sie zur Antwort und führte den Arzt in die Kammer.

Ich blieb zurück und schaute mich in dem halbdunklen Raume um. Ueberall zeigten sich Spuren des Verfalles, die Decke war an verschiedenen Stellen geborsten, der Kalk heruntergefallen, die Fenster waren schief und die Dielen morsch und durchlöchert. Eine

unerträglich heiße Luft herrschte im Zimmer. Mir wurde beklommen zu Muthe und ich seufzte unwillkürlich.

Aus der Kammer nebenan klangen kindliche abgerissene Laute an mein Ohr. Da wurde der zerrissene Vorhang zurückgeschlagen und der Arzt winkte mir, näher zu treten.

Ich ging in den kleinen, engen Raum und sah ein schwächliches, blasses Kind in ärmlichem Bette liegen. Die Augen des Kindes waren weit geöffnet und sahen erstaunt, aber nicht unfreundlich, bald auf mich, bald auf den Arzt, bald auf die am Fuße des Bettes stehende und still in sich hinein weinende Schwester.

„Weine nicht, Hedwig," begann der Kleine tonlos, „er wird ihm nichts thun, nicht wahr, Herr Doctor? Er ist ja nicht mehr böse."

Mit wunderbar weicher, wohlthuender Stimme, wie ich sie in dem Manne nicht vermuthet, sprach der Arzt der jungen Mutter und dem Kleinen Trost zu. Die Thränen traten mir in die Augen.

Gleich darauf fing der Kleine an zu phantasiren. Er streckte die abgemagerten Aermchen in die Höhe und versuchte sich aufzurichten.

„Ich komm', ich komme schon," sagte er mit Anstrengung aller seiner geringen Kräfte, „halte ihn, Hedwig halte ihn fest, halte ihn, halte ihn — ach, Du bist ja so schwach."

Hedwig weinte laut auf und ich kehrte mit dem Arzt in's Zimmer zurück.

„Wie steht es?“ fragte ich.

„Schlecht, sehr schlecht,“ antwortete der Arzt, „er kann die Nacht nicht überleben.“

Er setzte sich nieder und sah bekümmert vor sich hin.

„So sind die Leute,“ fuhr er fort, „es darf nur Einer einmal recht ernstlich krank sein, so wird gewiß zu spät zum Arzt geschickt.“

Das Gewitter war jetzt in voller Stärke heraufgekommen, Blitz folgte auf Blitz und Donner auf Donner. Hedwig kam mit dem Kinde ängstlich zu uns in's Zimmer, warf sich vor dem Arzt nieder und rief flehend: „Helfen Sie, Herr Doctor, wir sind Alle verloren.“

„Es ist zu spät,“ sagte der Arzt, „fassen Sie sich, meine Kunst ist zu Ende.“

Er hob das junge Weib auf, setzte die Schluchzende auf einen Stuhl nieder und begab sich nochmals zurück in die Kammer.

Kaum war der Arzt hinter dem Vorhang verschwunden, so erdröhnte ein Donnerschlag, daß die Erde erbebte und das Haus zusammenzustürzen drohte; aus der Kammer nebenan erscholl ein kläglicher Laut und das junge Weib sank, den Säugling im Arme, betend auf die Knie nieder.

Dann war es einen Augenblick todtenstill. Jetzt aber hörte man den Regen an's Fenster schlagen und jetzt wurde heftig die Thür aufgerissen und eine Gestalt trat in's Zimmer, die mir das Blut in den Adern erstarren machte. Ein hoher, zum Skelett abgemagerter Mann, dem das lange, weiße Haar triefend auf Nacken und Schultern herabhing, mit zerfetzten, vom Regenwasser erglänzenden Kleidern, die Flinte in der Hand, trat ohne mich zu bemerken, der ich am Fenster stand, wirr um sich schauend, bis in die Mitte des Zimmers, sank erschöpft auf einem Stuhle nieder und sagte:

„Gebt mir 'was zu trinken, ich verdurste."

„Vater, Vater, wo kommt Ihr her?" schrie die Tochter auf, legte den Säugling auf den Tisch und stürzte sich dem Alten an die Brust

„Zurück!" schrie er. „Rühr mich nicht an, Du weißt nicht, was Du thust."

Er stieß sie heftig von sich und befahl ihr von neuem, ihm etwas zu trinken zu geben.

Sie gehorchte willenlos, während der Alte den nassen Rock vom Leibe zog und sich in eine von der Tochter herbeigebrachte wollene Decke hüllte.

Draußen tobte noch immer das Gewitter. Ich wagte nicht aus meinem Versteck hervorzukommen, bevor der Arzt wieder anwesend war, der jetzt mit tiefernstem Antlitz langsam hereinkam und auf den Alten zuschritt.

„Sind Sie auch wieder da?“ begann der Alte scharf, und mich bemerkend, der ich jetzt mich dem Arzte näherte, fügte er hinzu: „Und da ist ja noch Einer, wohl ein College? Na, Sie haben ja meiner Tochter wieder ordentlich auf die Beine geholfen, wie ich sehe!“

„Der Tochter — ja,“ sagte der Arzt, „aber dafür haben wir soeben den Kleinen verloren — er ist todt.“

Der Alte fuhr wie besessen empor und faßte den Arzt bei der Gurgel.

„Was?“ schrie er, „was sagen Sie da?“

Es gehörten unserer Beider Kräfte dazu, die Hände des Alten vom Halse des Arztes loszumachen, der mit wunderbarer Gefaßtheit ruhig die Worte sagte: „Hätten Sie die Ihrigen nicht in hilflosester Lage zurückgelassen, es wäre vielleicht anders gekommen.“

Zusammenschaudernd blickte der Alte dem Arzte todtenbleich in's Gesicht, wandte sich dann schnell der Kammer zu und verschwand hinter dem Vorhange, wo die Tochter am Bette des kleinen Bruders saß.

Der Arzt und ich standen allein im Zimmer, wir schauten uns schweigend an und mir schwebte die Frage auf der Zunge, ob es nicht an der Zeit sei, aufzubrechen, als mit verstörter Miene der Alte wieder hereintrat, uns Beide an den Armen faßte und uns dringend bat, uns noch einen Augenblick zu ihm zu setzen.

„Hören Sie mich, meine Herren,“ begann er im Flüstertone, „ich muß Ihnen ein Geständniß machen,

es preßt mir sonst das Herz entzwei. Wer sind Sie denn?“ fragte er zu mir gewendet.

„Ich bin der Kreisrichter,“ gab ich zur Antwort.

„Der Kreisrichter? Desto besser. Mit Ihnen vor Allem habe ich zu thun. Hören Sie. Hedwig sitzt drin und weint, sie hört uns nicht, sie darf uns nicht hören. — Als ich vor sechs Wochen von hier aufbrach, ging ich schnurstracks nach D. (der Ort, wo seine Tochter in Stellung war), um den Florian (er bezeichnete ihn mir näher, weil er nicht annehmen konnte, daß ich von der Sache wüßte) um den Florian aufzusuchen. Er war nicht anwesend, man verweigerte mir die Auskunft, wo er sei. Endlich aber habe ich es doch herausgekundschaftet und gehört, daß er versetzt sei, wohl über zwanzig Meilen von hier entfernt. Ich also machte mich auf den Weg und wanderte Tag und Nacht, muß mich auch wohl öfter verlaufen haben, denn es vergingen gegen sechs Tage, ehe ich an Ort und Stelle ankam. Dort hieß es wieder, der Herr Forstverwalter sei krank und nicht zu sprechen. Ich will ihn schon sprechen, dachte ich mir, und logirte mich in einer Dorfspelunke ein mit dem festen Vorsatze, nicht eher wieder fortzugehen, bis ich den jungen Herrn gesprochen haben würde. Die Leute im Dorfe sahen mich verdächtig an und munkelten dies und das, ich hatte aber meine Legitimation bei mir und wurde schließlich unbehelligt gelassen. Der junge Herr mußte

wirklich krank sein, denn man kriegte ihn absolut nicht zu Gesichte und so mußte ich mich schon gedulden an die drei Wochen. Endlich wurde ich vorgelassen. Sie glauben gar nicht, wie herablassend der Herr that. Er wolle sich die Sache überlegen, das Mädchen thäte ihm leid, er bäte sich Bedenkzeit aus, und so weiter, kurz, er hielt mich durch solche Redensarten wohl über acht Tage lang hin. O, da hat der alte Volkmer bewiesen, wie er seinen Zorn im Zaume halten kann, denn ich sage Ihnen, meine Herren, ich habe mir mitunter die eigenen Lippen wund und blutig gebissen vor Wuth, und habe doch an mich gehalten, um die Sache nicht durch meine Schuld zu verderben. Endlich nach langem Hin- und Herziehen läßt mich der junge Herr eines Tages rufen und erklärt mir rund heraus: er könne meine Tochter nicht heirathen, sie sei in seinen Augen doch ein bescholtenes Mädchen und er habe sie eigentlich nie geliebt, sie hätte sich ihm an den Hals geworfen. Da war ich nun fertig, meine Herren, ich fuhr also auf den jungen Mann los und wollte ihm zu Leibe, wurde aber von einem herbeigerufenen Knechte zur Thür hinausgejagt. Nun war die Vernunft bei mir zu Ende, oder ich glaube, ich spreche richtiger, wenn ich sage, nun fing ich an vernünftig zu werden. Wie im Fieber lag ich die ganze Nacht, bis die Sonne aufging. Da kleidete ich mich rasch an, das heißt, ich nahm meine Lumpen um, lud meine Flinte und ging in den Wald

an eine Stelle, wo ich wußte, daß der Herr Verwalter täglich vorbei mußte. So saß ich zwei volle Stunden, und was ich dabei gedacht und empfunden, das kann ich Ihnen in Worten nicht wiedersagen. Endlich sehe ich ihn herankommen. Er war allein, nur ein kleiner Dachshund war sein Begleiter. Da tret ich vor, die Flinte in der Hand, und sage: ‚Nun, Herr Verwalter, habt Ihr Euch eines anderen besonnen? Wenn nicht, so betet ein Vaterunser, denn Euer Leben geht zu Ende.‘ — ‚Seid Ihr verrückt, Alter?‘ ruft er, und reißt seine Flinte von der Schulter herunter. ‚Was ich gesagt habe, habe ich gesagt, scheert Euch mit Eurer Tochter zum Teufel!‘ ‚Da müssen Sie erst hin,‘ erwidere ich ihm und lege die Flinte an. Er thut desgleichen. Er mußte aber wohl denken, ich thäte es nur, um ihn zu schrecken, denn er legte auf mich an, obgleich seine Flinte, wie ich später sah, nicht geladen war. — Ich setze noch einmal ab und frage: ‚Nun? wollt Ihr sie heirathen oder nicht?‘ Nun dachte er bestimmt, daß meine Flinte nicht geladen sei, denn er spottete: ‚Macht keine schlechten Scherze, Alter, und hängt Euren Schießprügel an die Schulter. Ein Forstmann wie ich läßt sich keinen Schrecken einjagen. Ich will Eurer Tochter ein Sümmchen geben, damit sie sich abgefunden erklärt und somit basta!‘ — ‚Ist das Euer letztes Wort?‘ frage ich. ‚Das ist mein letztes Wort,‘ gab er zur Antwort. — ‚Nun, so hört jetzt

mein letztes,‘ sage ich, lege an und schieße ihn nieder.“

Kaum hatte der Alte diese Worte ausgesprochen, so stürzte die Tochter aus der Kammer händeringend herein, fiel zur Erde und schrie: „Vater, Vater, Ihr seid ein Mörder!“

Sie hatte hinter dem Vorhang gestanden und Alles mit angehört, da der Erzähler unwillkürlich immer lauter geworden war.

„Ich bin ein Mörder,“ sagte der Alte mit fester Stimme, „aber Du bist gerächt, meine Tochter. Zwar habe ich Dich doch verloren,“ fuhr er bitter fort, „denn der gnädige Gott hat es nun einmal beschlossen, daß ich den Rest meiner Jahre im Zuchthaus zubringen soll, da sie mich wohl leider begnadigen werden, aber — mein ärgster Feind hat seinen Sohn auch nicht mehr. Das muß mir genügen.“

Er stand auf und sah uns beiden ernst in's Gesicht.

„Ich bin fertig, meine Herren,“ sagte er, „ich weiß nicht recht, was eigentlich mit mir vorgeht, ich bin weder traurig noch lustig, ich fühle gar nichts mehr. Ich will nur noch Gerechtigkeit, und die werde ich mir bei Ihnen holen,“ setzte er zu mir gewendet hinzu.

* * *

Unser Besuch hatte nicht viel über eine Stunde gedauert. Als wir nach Hause fuhren war das Gewitter vorbei und die Luft hatte sich bedeutend abgekühlt. Wir sprachen kein Wort zusammen, bis wir an einigen zerstreuten Lichtern in der Ferne die Nähe des Städtchens gewahrten.

„Die Lection, die ich Ihnen zugedacht hatte," begann der Arzt jetzt, „ist stärker ausgefallen, als ich vermuthete. Ich fürchte, ich werde mir die Annehmlichkeit Ihrer Begleitung in Zukunft für immer verscherzt haben."

Ich wußte nichts zu erwidern. Erst als wir im Städtchen angekommen waren, fand ich die Sprache wieder. Da wir beide nicht an Schlaf dachten, setzten wir uns in ein Wirthshaus und blieben in ernsten Gesprächen bis tief in die Nacht zusammen.

Als ich am anderen Morgen gegen 10 Uhr in meinem Amtszimmer saß, kam der Gerichtsbote plötzlich mit bestürzter Miene herein und sagte:

„Ein alter Mann ist draußen, der sich zu Protokoll vernehmen lassen will; er sagt, er habe einen Mord begangen."

Der Bote sah mich verwundert an, als ich mit größter Ruhe erwiderte:

„Ich weiß schon; führen Sie den Mann herein und rufen Sie den Protokollführer."

Claudine.

Motto: Inveni portum, spes et fortuna valete
Sat me lusistis, ludite nunc alios.

Als er mir nachfolgende Geschichte erzählte, saß er an einem niedrigen Tischchen in seiner behaglich ausgestatteten Junggesellenwohnung. Vor ihm stand ein reich verzierter Kasten aus Mahagoniholz, der allerlei Reliquien einer längst vergangenen Zeit, als Bilder, Briefe, Gedichte, bunte Bänder, Zeitungsausschnite 2c. enthielt. Mit seinen zarten, nervösen Händen suchte er ein Stück nach dem andern heraus, besichtigte es genau und legte es dann auf das Tischchen vor sich.

Und wie ihn diese Beschäftigung im Erzählen nicht störte, schien sie vielmehr seine Erinnerung lebhaft zu unterstützen und seinen sanften Augen zuweilen einen Schimmer allzufrüh entschwundener Jugend wiederzugeben.

Doch ich will ihm selbst das Wort lassen . . . .

I.

Es giebt nur wenige schöne Frauengesichter, die, von den unbarmherzigen Strahlen der Sonne voll be-

leuchtet, nicht aufhörten schön zu sein. Claudine verlor Nichts von ihrer Schönheit zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, selbst nicht in der hellen Mittagssonne eines Berliner Hochsommertages. Es ist lange her, daß ich sie das erste Mal sah, aber ich werde diese Begegnung niemals vergessen.

Ich kam aus der Universität und schlenderte langsam die „Linden“ hinunter, nicht eben sehr erbaut von dem entsetzlich eintönigen, dictando gehaltenen Vortrage aus dem deutschen Privatrecht, der an meinem Ohre vorübergeklungen war wie das ferne Rauschen einer Wassermühle und mich in Träume versenkt hatte, aus denen ich nur durch die mit gehobener Stimme gesprochenen Capitelabtheilungen: groß B, lateinisch Ia und so weiter aufgescheucht wurde, um bald darauf wieder in meine Träume zu versinken. In diesem halbwachen Zustande wandelte ich nun in der Mittagshitze dahin, den Kopf voll Jugendeseleien und romantischer Zukunftspläne, ohne Kenntniß der Welt und des Lebens, leichtsinnig und zugleich schwermüthig ohne Grund, ohne ein bestimmtes Ziel, aber auch ohne Arg und Falsch, mit einem Worte: ein deutscher Student, wie er in unserer praktischen Zeit — soll ich sagen glücklicherweise? nicht mehr existirt.

Es gab nur wenige Menschen, die sich für mich interessirten, eigentlich nur einen einzigen, meinen braven Onkel, einen alten Junggesellen von 40 Jahren, der an

der russischen Grenze ein großes Landgut besaß, und bei dem ich zuweilen die Ferien zubrachte, mit ihm in Feld und Wald herumschweifend, mit ihm jagend und zechend und die Zeit in jeder erdenklichen Weise angenehm tödtend. Er liebte mich ungemein und seine väterliche Zärtlichkeit sann stets auf neue Arten, mir Vergnügen zu bereiten und mir den Aufenthalt bei ihm so anziehend als möglich zu gestalten. Ich hatte mich oft gefragt, warum er bei seinem tiefen Gemüthe, bei seiner Liebenswürdigkeit nicht an's Heirathen dachte, warum er so manche glänzende Partie ausgeschlagen hatte, (wenn man bei einem Manne hiervon überhaupt reden kann) — und fand niemals eine Antwort darauf, denn sein Haus war groß und gut eingerichtet, wie geschaffen für eine schöne Herrin, und an Einsamkeit fehlte es doch auch nicht, die den Gedanken und die Sehnsucht nach einer dauernd süßen Vereinigung nähren mußte. Seine Bildung war weder tief noch umfassend; ich besinne mich, ihn nur ein einziges Mal in einem Buche lesend getroffen zu haben — es war Schefers Laienbrevier — aber er war ein vorzüglicher Landwirth und sein Gut als Musterwirthschaft weit und breit berühmt. Sein hervortretendster Charakterzug war entschieden Gutmüthigkeit, die ihn jedoch nicht immer vor einem plötzlichen Ausbruche von Jähzorn bewahrte, in den er zu gerathen pflegte, wenn einer seiner Untergebenen ihm zu widersprechen oder gar seinen An-

ordnungen nicht nachzukommen wagte. Auch hatte er zuweilen Anwandlungen eines gewissen grausamen Humors, von dem ich nur eine kurze Probe geben will.

Eines seiner Lieblingspferde war plötzlich erkrankt. Er ließ den Thierarzt aus der nächsten Kreisstadt herbeirufen, mit dem er sich oft ein Späßchen erlaubte, was dieser sich wiederum gern gefallen ließ, da er gut bezahlt und reich beschenkt wurde. Der Thierarzt besah sich das Pferd, hielt die Krankheit nicht für bedeutend, und behauptete, das Thier werde am nächsten Tage wieder gesund sein. Leider aber krepirte es in derselben Nacht. Mein Onkel war außer sich und rief wiederholt aus: „Ich zerrisse den Kerl von Thierarzt, wenn ich ihn hier hätte.“ Zum Glücke aber ließ sich derselbe zwei Tage nicht sehen, kam erst am dritten nur im Vorbeifahren auf das Gut meines Onkels und fragte, wie es dem kranken Pferde gehe. „O, sehr gut,“ erwiderte mein Onkel, „es wird Ihnen nächstens in der Stadt seine Aufwartung machen. Sie erlauben doch, daß ich Ihnen für die schnelle Heilung einen Sack mit Gurken nnd Kartoffeln auf den Wagen laden lasse?“ Der Thierarzt schmunzelte vergnügt, bedankte sich höflichst und fuhr mit dem Sacke davon.

Als er nach Hause kam und den Sack öffnete — so erzählen Augenzeugen — wäre er vor Schreck fast zu Boden gesunken, denn in dem Sacke befand sich der

schon in Verwesung übergegangene Kopf des gefallenen Pferdes, von Kartoffeln und Gurken umsäumt, während aus dem Maule ein Zettel heraushing mit der malitiösen Aufschrift: „Guten Appetit.“

Noch einer kleinen Schwäche meines Onkels muß ich Erwähnung thun: er zog den Umgang mit Adligen unter allen Umständen dem mit Bürgerlichen vor. So verkehrte er viel in Offizierskreisen — er selber hatte bei den Husaren gedient — und sein intimster Freund war ein adliger Pole aus altem Geschlecht, ein Herr von Radomski. Ich glaube, es blieb immer ein geheimer Herzenskummer meines Onkels, daß er nicht adlig zur Welt gekommen war, und er konnte geradezu melancholisch werden, wenn er sich in den Gedanken vertiefte, daß seine Großmutter mütterlicherseits eine echte Gräfin gewesen war, und daß er von dieser längst verschollenen Thatsache Nichts profitirt hatte.

Jetzt waren fast zwei Jahre vergangen, daß ich ihn nicht besucht oder auch nur gesehen hatte, denn ich war die ersten Semester meiner Studienzeit im fernen Heidelberg gewesen und hatte mich in den Ferien in den schönsten Gegenden Deutschlands umhergetrieben.

Als ich nun so die „Linden“ hinunterging, mußte ich auch seiner gedenken und es kam mir wie ein Unrecht vor, ihn so lange vernachlässigt zu haben. Wie will ich ihm erzählen, dachte ich — doch nein, in diesem Augenblick dachte ich nicht mehr — es war an der

Ecke der „Friedrichsstraße“ — in diesem Augenblick war einer jungen Dame ein Blumensträußchen zur Erde gefallen, ich hatte mich mit ihr zugleich gebückt, es aufzuheben, ich hatte es ergriffen, und als wir uns emporrichteten, waren unsere Gesichter ganz nahe aneinander gekommen, das hellste und grellste Sonnenlicht hatte auf dem Antlitz der jungen Dame gelegen und das Antlitz war trotzdem über alle Beschreibung schön geblieben. Auf dieser wunderbar zarten, wie mit Rosenduft überhauchten Sammethaut war kein Fleckchen, kein Tadel, in diesen siegesstolzen, schelmischen Augen lag alles Glück und Weh' der Erde, und aus diesen wunderbaren großen Augen hatte mich ein freundlicher Blick getroffen, und diese entzückenden Lippen hatten mir, ohne alle Ziererei, ohne die geringste Verlegenheit ein unvergeßliches „Danke“ zugerufen. Dann war die Gestalt verschwunden, ich hatte wie im Traume dagestanden, war mit einem kräftigen Fluch von kräftigen Fäusten bei Seite geschoben worden, hatte das Gleichgewicht verloren, war hingefallen so lang ich war, und hatte mich nur mit Mühe den Rädern einer Droschke entzogen. Wie glücklich war ich, als ich wieder auf meinen Beinen stand, bei dem Gedanken, daß sie mich nicht hatte fallen sehen, ich wäre sonst gestorben vor Scham. Aber was ging ich sie an? Sie hatte mich gewiß vergessen, ehe sie noch drei Schritte weitergegangen, und hatte keine Ahnung davon, daß sie ein leichtentzünd-

liches Studentenherz bis in's Tiefste getroffen und verwundet hatte. Bei all' dem Unglück hatte ich auch nicht einmal ihre Spur verfolgt, ich wußte nicht, wohin sie sich gewendet, ich wußte überhaupt nicht mehr, was ich that. Ohne das Gasthaus aufzusuchen, in dem ich gewöhnlich zu Mittag zu speisen pflegte, war ich langsam in meine Wohnung gekommen, hatte mich an den Tisch gesetzt, den Kopf in die Hände gestützt, eine Zeit lang vor mich hingestiert und die Welt um mich her vergessen. Dann war ich aufgesprungen, ich wußte nicht, was ich beginnen sollte, ich konnte nicht stehen, ich konnte nicht sitzen, es zog ein leiser, nie gefühlter körperlicher Schmerz durch mein Inneres, ich hätte laut schreien mögen, aber der Hals war wie zugeschnürt, ich hätte weinen mögen, aber die Augen blieben trocken, ich wußte nicht, ob ich hinaus sollte, oder mich in's engste Kämmerlein verstecken, — schließlich ergriff ich einen Stuhl, schmetterte ihn gegen den Fußboden, stieß dabei wunderliche, mir selbst ganz fremd erscheinende unartikulirte Laute heraus und geberdete mich wie ein Toller, als meine Wirthin plötzlich auf der Schwelle erschien und mich mit den erstauntesten Augen von der Welt fragte, was mir denn widerfahren sei, ich mache ja einen Höllenlärm.

„Ich weiß nicht," schrie ich, „ich glaube, ich habe Gift!" und dann umarmte ich die erschreckte Frau, nannte sie meine liebe Frau Trollius und bat sie,

sich nicht zu ängstigen, es würde schon Alles vorübergehen.

„Mein Gott," sagte sie, „haben Sie etwa den Herrn getroffen, der vor einigen Stunden hier war und Sie zu sprechen suchte? Hat er Ihnen eine traurige Nachricht gebracht?"

„Welcher Herr?" fragte ich. „Ich besinne mich nicht, heute mit einen Herrn gesprochen zu haben."

„Nun, der Herr, der die Karte da hier zurückgelassen hat" — sie wies mit der Hand auf den Tisch, auf dem eine Visitenkarte lag, die ich bisher gar nicht gesehen hatte.

„Fritz Wedekind," stand darauf, der Name meines Onkels und darunter: „Ich freue mich, Dich wiederzusehen, um 3 Uhr des Nachmittags findest Du mich im Zimmer Nr. 13 des ‚Hotel de Rome'."

II.

Ich vermag mir heute keine Rechenschaft mehr zu geben von dem Zustande, in welchem ich mich die fernere Zeit, bevor ich das Hotel aufsuchte, befunden habe, genau aber weiß ich, daß ich irgend eine Uhr drei schlagen hörte, als ich die erste Stufe der Hoteltreppe hinaufstieg. Mir war nicht klar, ob ich mich freuen oder es bedauern sollte, daß meine wunderliche, jedoch keineswegs unangenehme Gefühlsstimmung, meine

geheime Hoffnung, jene bezaubernde Mädchengestalt wiederzufinden, durch die unerwartete Ankunft meines Onkels eine so plötzliche Störung erfuhr, nur das war für mich unumstößlich, daß ich jenes liebliche Gesicht niemals im Leben vergessen könnte.

Nun stand ich vor der Thür des Gastzimmers und versuchte — zum ersten Mal in meinem Leben — meinem Gesichte einen anderen Ausdruck zu geben, als er mir in diesem Augenblicke natürlich war. Eine leichte Schamröthe zog dabei über mein Antlitz, das fühlte ich genau. Ich raffte mich zusammen, klopfte laut, erwartete kaum ein „Herein", und stand wie mit Blut übergossen — hier war jeder Versuch, mein Gesicht regieren zu wollen, vergeblich — vor jener jungen Dame, deren Bekanntschaft ich vor wenigen Stunden an der Ecke der „Friedrichstraße" gemacht. Unbeweglich, im leichten Sommerkleide stand sie mitten in der Stube, die Hände auf dem Rücken zusammengefaltet, das Gesicht mir voll zugewendet. Ihr Köpfchen mit den braunen Locken hatte nicht gezuckt, als ich die Thür öffnete, ihre feine, fast zu schlanke Figur stand wie gemeißelt vor mir, und in ihren großen dunklen Augen leuchtete dasselbe siegesgewisse Feuer, das mir vor wenig Stunden mein Studentenherz so unbarmherzig ergriffen hatte.

Nachdem wir uns schweigend wohl eine halbe Minute lang angesehen hatten, begann ich zitternd eine Entschuldigung hervorzubringen.

„Ich habe mich wohl im Zimmer geirrt," sagte ich mit halber Stimme, „ich glaubte —"

„Robert Bornstedt?" flüsterte sie halblaut, ohne sich zu bewegen.

„Ihr urewigen Götter," rief ich aus und stürzte einen Schritt vorwärts, „Sie kennen mich, Sie wissen meinen Namen?"

Mir war zu Muthe, als wäre ich der Held eines Hoffmann'schen Phantasiestückes und ich fürchtete, die herrliche Gestalt vor mir könnte sich plötzlich in Dunst auflösen. Wie vom Schlage getroffen aber fuhr ich zurück, als dies Phantasiebild plötzlich ganz heiter und zwanglos mir die Hand entgegenstreckte und lächelnd sagte:

„Sie stehen vor Ihrer Tante, lieber Robert, seien Sie mir willkommen, in zwei Minuten muß mein Mann hier sein."

Ihr Mann! Und dieser Mann war mein guter Onkel, und sie, sie meine Tante!

„Ich wußte es, daß wir uns wiedersehen würden," sagte sie und lud mich ein, auf dem Sopha Platz zu nehmen, „ich wußte es, als wir heut die zufällige Bekanntschaft machten; denn ich hatte Ihr Gesicht im Bilde bereits gesehen und ich habe Sie sofort erkannt."

„O, hätte ich davon eine Ahnung gehabt," stammelte ich, noch immer nicht recht an die Wirklichkeit dieses Augenblickes glaubend. Allmälig aber ward es mir

unzweifelhaft, daß das reizende Wesen mir gegenüber auf dem Stuhle, das so unbefangen plauderte, während ich armer verliebter Thor auf dem Sopha keine drei vernünftigen Worte sprechen konnte, thatsächlich meine Tante, leider meine um einige Jahre jüngere Tante sei.

„Aber, wie ist das Alles gekommen?" rief ich endlich, eine Pause benutzend, aus, „wie konnte ich von alledem nichts wissen, wie konnte mein Oheim mir sein unerhörtes Glück verschweigen; und Sie, mein Fräulein, meine verehrte Tante, verbesserte ich, Sie sind doch auch vollkommen glücklich?"

Kaum hatte ich diese unglaubliche Dummheit hervorgebracht, so hätte ich vor Scham in die Erde versinken mögen. Ich kam mir so thöricht und albern vor, wie nie in meinem Leben, ich begann zu zweifeln, ob ich überhaupt jemals recht bei Verstande gewesen wäre. Sie aber verlor durchaus nicht ihr freundliches und zutrauliches Wesen, sondern ging vielmehr auf meine Frage ein.

„Wie sollte ich nicht glücklich sein," sagte sie, „an der Seite desjenigen Mannes, dem ich so unendlich viel verdanke?" Und nun erzählte sie mir kurz ihre ganze Lebensgeschichte. Ich erfuhr, daß sie die Tochter eines preußischen Offiziers von Adel sei, welcher zuletzt in Posen in Garnison gestanden, daß sie vor etwa acht Jahren beide Eltern in einer Woche plötzlich verloren und sich in einem Alter von zehn Jahren in vollkommster

Verlassenheit befunden habe. Man wäre im Begriff gewesen, sie in ein Waisenhaus unterzubringen, als ganz unerwartet ein fremder Herr, der ihre Eltern sehr gut gekannt zu haben behauptete, sich ihrer angenommen und sie bei gebildeten, aber in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebenden Leuten in Pflege gegeben habe, bei denen sie unter fortgesetzter Oberaufsicht des fremden Herrn, welcher sie wöchentlich mindestens einmal besuchte, eine gründliche Bildung genossen. Allmälig sei das Verhältniß zwischen ihr und dem fremden Herrn (welcher natürlich mein guter Onkel war) immer inniger geworden und schließlich habe er ihr vor etwa einem halben Jahre zu ihrer größten Ueberraschung, aber doch auch zu ihrer größten Freude seine Hand angeboten, die sie mit innigem Danke angenommen habe. Vor sechs Wochen sei in aller Stille die Hochzeit gefeiert worden und jetzt befände sie sich mit ihrem Manne am Schlusse ihrer Hochzeitsreise.

Nun kannte ich also die Gründe, die meinen Onkel bewogen hatten, so manche glänzende Partie auszuschlagen, jetzt erklärte sich mir sein Posener Geheimniß, von dem er mir vor Jahren einmal leise Andeutungen gemacht, und ich mußte mir, Angesichts dieser lieblichen Frauengestalt, eingestehen, daß er nicht nur ein Mann, der einen Plan gründlich bis zu Ende durchzuführen im Stande, sondern auch ein Mann von vorzüglichem Geschmack sei, wobei er noch den Vortheil vor anderen

Ehemännern voraus hatte, daß er sich seine Frau bereits vor der Ehe erzogen.

„Nun wissen Sie meine ganze Geschichte," schloß sie ihren Bericht, „und es bleibt mir nichts anderes hinzuzufügen, als daß mir mein Mann oft von Ihnen erzählt und mir gesagt hat, wie lieb er Sie habe als einzigen Sohn seiner verstorbenen Schwester. Er hat auch lange geschwankt, ob er Sie nicht zur Hochzeit laden solle, hat aber schließlich davon Abstand genommen, weil er Sie noch in Heidelberg wähnte und Ihnen die weite Reise nicht zumuthen wollte. Er freute sich sehr darauf, Sie in Heidelberg mit dem fait accompli zu überraschen. Dort erfuhren wir aber, daß Sie nach Berlin übergesiedelt seien und hier," fügte sie schalkhaft hinzu, „ist es ihm wohl gelungen, Sie ein klein wenig in Erstaunen zu setzen?"

„Ganz ungeheuer," platzte ich heraus; „und wo waren Sie, als ich Sie heute Mittag unter den ‚Linden' traf?"

„Ei, ei, Herr Neffe," erwiderte sie lachend, „soll Ihnen Ihre Tante Rechenschaft von ihren Besuchen geben? Nun, um Sie zu beruhigen, will ich Ihnen nur sagen, daß ich die Zeit, in der mein Mann Sie aufsuchte, benutzte, um mir eine Kleinigkeit bei einer nahen Putzmacherin zu kaufen. Sind Sie nun zufrieden?"

Ich wollte eben wieder vor Aerger über mich selbst

vergehen, als mich mein Oheim durch sein Erscheinen aus der Verlegenheit riß.

„Na, ich sehe, Ihr habt schon Bekanntschaft gemacht," rief er aus, indem er mich lebhaft umarmte, „willkommen, Robert, treulose Seele, die einen armen Onkel an der russischen Grenze verkommen läßt, ohne sich um ihn zu kümmern." Und sich zu seiner Frau wendend, die ihn herzlich küßte, fügte er hinzu: „Ja, wenn es nicht Engel gäbe, die sich unserer in der Noth annähmen!" Sein Gesicht strahlte vor Freude, er kam wieder auf mich zu, faßte mich bei der Hand und fragte, indem er Tante Claudine ansah: „Was sagst Du nun zu dem Allen?"

Ich konnte mir nicht helfen, ich fiel ihm um den Hals und kämpfte mächtig mit mir, die Augen thränenfrei zu erhalten.

„Ich wußte es, daß Du Dich freuen würdest," rief er aus, „und nun fort mit allen Förmlichkeiten, gieb Deiner Tante einen Kuß und sagt ‚Du' zu einander, denn ich will, daß die beiden Menschen, die ich am liebsten habe, sich auch gut sind, vorwärts!"

Er wußte nicht, daß jedes seiner Worte mir wie ein Dolchstich in's Herz ging.

Wer mir gesagt hätte, daß ich jene liebliche Gestalt, die mir an der „Friedrichsstraße" vor wenig Stunden erschienen war wie ein Wesen aus einer besseren Welt, noch an demselben Tage umarmen und

küssen sollte, — den hätte ich für wahnsinnig gehalten, ich hätte das Glück nicht fassen können; jetzt war es geschehen und doch war ich der unglücklichste Mensch unter der Sonne.

III.

Alle meine Einreden hatten nichts genutzt; weder der Umstand, daß die Collegien noch nicht geschlossen waren, noch daß ich nicht mehr fern von meinem Examen war, konnte meinen Onkel überzeugen, daß meine Anwesenheit in Berlin nothwendig sei, er bestand darauf, ich sähe blaß aus und ein Aufenthalt auf dem Lande sei mir dienlicher als die ganze Rechtswissenschaft und das Examen. Uebrigens könne ich, sagte er, soviel Bücher mitnehmen, als ich wolle, er würde mich in meinen Studien nicht hindern. Er hatte keine Ahnung davon, daß meine Weigerung, mit ihm zu fahren, einen ganz anderen Grund habe, und selbst wenn er ihn gewußt hätte, bin ich nicht sicher, ob er mich nicht ausgelacht und mich, wie er mitunter that, ein Närrchen genannt hätte, das sich selbst allerhand einzureden pflege.

Dem sei nun wie ihm wolle, am nächsten Morgen befanden wir uns bereits auf der Reise und am Abend desselben Tages saß ich auf dem Gute meines Onkels am Theetisch und hatte Gelegenheit, meine junge Tante als Hauswirthin zu bewundern.

Und wer hätte sie nicht bewundert?! Sie war die Grazie und Lieblichkeit selbst, das hätte auch Derjenige zugeben müssen, der sie nicht, wie ich, mit den Augen eines schwärmerisch verliebten Studenten anschaute.

„An Dir wird es nun sein, Robert," sagte mein Onkel, als er sich vom Tische erhob und Claudine küßte, „Deine neue Tante in die Schönheiten unseres Parkes und der nahen Wälder einzuweihen, denn die Ernte ist in vollem Gange und ich muß fleißig nachholen, was ich versäumt habe. Ich werde Euch also oft allein lassen müssen. Für heute wird wohl Ruhe für uns Alle das Beste sein."

Darauf zündete er sich sein kurzes Pfeifchen an und forderte uns auf, da der Abend herrlich sei, noch ein Stündchen vor dem Hause die frische und doch warme Sommerluft einzuathmen.

Vor dem Schlosse — das Gutshaus verdiente hier diesen Namen, der sonst allgemein in jener Gegend dem Wohnhause des Gutsherrn, auch wenn es noch so unscheinbar ist, gegeben wird — standen vier mächtige alte Lindenbäume, unter deren Schatten es sich prächtig träumen ließ. Daran schloß sich ein großer grüner Platz mit Blumenbosquets und niedrigem Gesträuch und weiterhin erhoben sich die alten Bäume des vortrefflich gehaltenen Parkes.

Claudine war in heiterster Laune. Sie mochte nicht sitzen bleiben, zog mich vielmehr am Arme mit sich und plauderte von tausend Dingen, die mir alle unendlich lieblich und geistreich erschienen, so unschuldig und kindlich sie auch sein mochten. Sie hatte einen großen Ball mit herausgenommen, den sie mir zuwarf und den ich ihr wieder zurückwerfen mußte, wobei sie über den Rasen lief wie ein ausgelassenes Kind, und lachte und jauchzte, wenn ich beim Auffangen eine recht ungeschickte Figur bildete. Anfangs wurde es mir schwer, meine sentimentale Stimmung zu überwinden und in den lustigen Ton einzustimmen, allmälig aber munterte mich die ungekünstelte Heiterkeit Claudinens derartig auf, daß ich nun womöglich noch ausgelassener als sie selbst umhersprang, sie zu fangen suchte, mit Blumen warf und dergleichen mehr, wie es Kinder zu thun pflegen.

Mein Onkel saß mit seinem Pfeifchen in der Hand und mit einem dünnen Sommermantel angethan vor dem Hause und hatte seine stille Freude an uns.

„Ihr zertretet mir ja den Rasen recht hübsch, Ihr böses Volk," rief er uns zu. „Das hätte mir jemals ein Anderer thun sollen! Aber laßt Euch nur nicht stören, Ihr seid ja leichtfüßig wie die Rehe."

Und wie ich ihn mir so betrachtete in seiner behäbigen Fülle, mit dem schon leicht ergrauenden Hauptshaare, mit seinem gutmüthigen Lächeln auf dem breiten

Antlitz, erschien er mir wie ein Vater und Claudine wie meine Schwester, die mir ein gütiger Geist plötzlich vom Himmel gesandt, da ich sie mir immer so heiß gewünscht hatte.

Als ich in mein Gastzimmer kam, stellte sich wieder das heftige Schmerzgefühl in meinem Innern ein. Ich konnte nicht schlafen, die Fenster standen weit offen und die alten Lindenbäume rauschten unaufhörlich ihre Grüße zu mir herein. Es wurde still und stiller im Hause und draußen, Stunde auf Stunde verrann und ich saß noch immer am offenen Fenster und ließ den kühlen Sommernachtswind um meine heiße Stirn spielen. In dem Flüstern der Lindenbäume aber glaubte ich allmälig eine bestimmte traurige Melodie zu vernehmen, die sich mir zu folgendem Liedchen gestaltete:

„Der Kuß von Deinem Mund so roth
Bracht' Seligkeit zugleich und Tod;
Er gab mir, was ich nie zuvor
Besaß und ewig doch verlor.

Ich steh' doch noch im Lebensmai,
Ist denn schon all' mein Glück vorbei?
Wohl hör' ich Lerchen in der Luft,
Doch mich umweht's wie Grabesduft."

Ich schloß rasch das Fenster, kleidete mich aus und schlief gleich darauf ein. — —

Am anderen Morgen wurde ich durch ein Geräusch am Fenster aufgeweckt. Ich horchte und hörte nun

deutlich, wie ein weicher Gegenstand an die Scheiben flog. Vorsichtig lüftete ich die Gardine und sah unten mein Tantchen im hellen Sommerkleide, schön wie der Sommermorgen selbst. Sie hatte den Ball nach meinem Fenster geworfen und rief lachend: „Heraus, Herr Langschläfer, sonst gehe ich allein."

Diese Drohung half mir rasch in die Kleider. Ich eilte hinunter und fand Claudine am Kaffeetisch, der Onkel war bereits im Felde. Ich reichte ihr die Hand und bot ihr mit ernster Miene einen guten Morgen, den sie mit lachendem Gesicht erwiderte, worauf sie mich nach meinen Träumen fragte, da Alles in Erfüllung gehe, was man die erste Nacht an einem fremden Orte träume. Während wir Kaffee tranken, den sie selbst gereicht hatte, erzählten wir uns, was wir geträumt. Es waren verworrene, unverständliche Dinge ohne Sinn und Zusammenhang, was Claudine jedoch nicht abhielt, allerhand Angenehmes für sie und mich daraus zu erklären und zu deuteln. Dann gingen wir in den Park und labten uns an dem kühlen, blumendurchdufteten Schatten, denn trotz der Morgenfrühe war es schon heiß und der völlig wolkenlose Himmel versprach einen noch heißeren Tag.

Claudine war fröhlich und ausgelassen wie immer, pflückte hie und da eine Blume, nannte mich einen langweiligen Träumer, dem die Zunge angewachsen sei und der nicht wisse, was er wolle.

Ich fühlte nur zu gut, wie recht sie hatte, konnte mir aber in meinem Liebesschmerz nicht anders helfen, als daß ich, da ich es nicht vermochte, einen Anderen für mich sprechen ließ, indem ich anfing, eines der schwärmerischsten Lieder von Heine zu citiren.

„Um Gottes Willen, höre auf, Robert," unterbrach mich Claudine und hielt sich die Ohren zu, wobei sie ein so allerliebstes Gesicht zog, daß ich nicht wußte, ob ich weinen oder lachen sollte, — „ich hasse die Dichter, sie lügen allesammt und keiner mehr, als dieser Heine."

„Wer hat Dir diese abscheuliche Idee beigebracht," rief ich aus, „denn von selbst bist Du, reizendste aller Tanten, die selber ein Gedicht zu sein scheint, nicht darauf gekommen."

Ich gab mir Mühe, mich in eine gewisse Lustigkeit hineinzureden.

„Wer mich darauf gebracht?" sagte sie. „Zunächst mein Mann, der mir das gepredigt hat, so lange ich ihn kenne, und dann habe ich es selbst erfahren, denn ich habe nichts von alledem verspürt, wovon die Dichter singen, als ich Braut war, nichts von den Sehnsuchts- und Liebesschmerzen, auch nichts von den überschwänglichen Gefühlen, die uns bald in die höchsten Höhen erheben, bald zur demüthigsten Magd erniedrigen sollen. Fort mit dem Unsinn, ich will mich meines Lebens freuen, der herrlichen Natur und meiner Jugend —

die Poesie mag für die Nonnen taugen, ich brauche sie nicht.“

Und dabei warf sie ihren Strohhut keck in die Lüfte, fing ihn wieder auf und trillerte wie eine Lerche.

Das hätte nun einen Andern vielleicht ernüchtert, ihn mit kaltem Wasser begossen, wie man zu sagen pflegt; auf mich unglückseliges Menschenkind wirkte es leider anders: es goß Oel in das schon lichterloh brennende Feuer meines Herzens und beraubte mich völlig meiner Selbstbeherrschung. Ein leiser Groll gegen meinen Onkel stieg in meiner Brust auf, und hätte mich nicht die Nähe Claudinens davor bewahrt, ich glaube, ich hätte ihn geschmäht, wie ein Gassenbube.

Scheinbar ruhig ging ich neben Claudine her.

„Du dichtest wohl gar selbst?“ sagte sie plötzlich, indem sie stehen blieb und mich fragend anschaute.

„Claudine,“ erwiderte ich traurig, und ich fühlte, wie mir die Schläfe pochten, „Claudine, schone mich. Du magst sagen, was Du willst, Du magst mich auslachen, mich verachten, ich aber weiß, daß jene Gefühle, die Du soeben verspottetest, keine Lüge sind, denn sie verzehren mich und ich werde an ihnen zu Grunde gehen, wenn ich nicht heute noch von hier fliehe.“

„Du fliehen? Vor wem?“

„Vor wem? Du kannst fragen?“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Claudine, ich liebe Dich wahnsinnig.“

„Was hat die Liebe mit dem Wahnsinn zu thun? Warum sollst Du mich nicht lieben, so vernünftig, wie ich Dich? Ich habe Dich sehr gern, es thut mir leid, Dich so traurig zu sehen, aber ich verstehe Deinen Kummer nicht.“

Ich stand wie versteinert. Was war das? Verstellung konnte das unmöglich sein; sie wußte nichts von Liebe, sie liebte auch meinen Onkel nicht, das war mir klar.

Nun überkam mich eine, wie mir schien, sehr edle Rührung und ich sagte zu mir selbst: Dies Herz darfst Du nicht aus seiner Ruhe stören, es ist glücklich, und Deine Leidenschaftlichkeit könnte es nur unglücklich machen.

Diese edle Rührung des Gemüthes gab mir eine ungemeine moralische Kraft und Claudine meine Hand reichend, sagte ich mit möglichster Unbefangenheit:

„Du hast Recht, liebe Tante, ich weiß nicht, welcher Dämon mich da plötzlich angefaßt hat, ich will Dir gut bleiben und dabei vernünftig sein.“

Jeder feste Entschluß, zu dem wir uns durchgerungen haben, giebt uns, wenn auch oft nur für kurze Zeit, ein stärkendes Gefühl von Selbstvertrauen. Ich war gefaßt und ruhig, so lange ich noch mit Claudinen im Park umherging, bat sie zu vergessen, was ich in thörichter Laune gesagt, und geleitete sie endlich in's Schloß, wohin sie häusliche Arbeiten riefen. Sie war

heiter und wohlgemuth geblieben, wenngleich ihre Heiterkeit einen entschieden ernsten Charakter angenommen hatte.

Sobald ich wieder allein war, brach alle meine Entschlossenheit wie ein Kartenhaus, das ein Windhauch berührt, zusammen. Ich lief rathlos durch den Park auf das freie Feld hinaus nach einem kleinen, völlig isolirten Birkenwäldchen, in dem ich in früheren Jahren süße, unwiederbringliche Stunden verträumt hatte. Es übte seinen alten Zauber auf mich aus. Da war noch dieselbe heilige Stille, da glitzerte das Sonnenlicht noch ebenso goldig an den weißen Birkenstämmen entlang, da flüsterten noch immer, kaum hörbar, die zarten Blätter, Citronenfalter und Trauermantel flatterten lautlos durch die zitternde Sommerluft, und die Einsamkeit umfing mich mit ihren tausend unsichtbaren Armen, liebkosend und tröstend, und führte mich in eine andre, von lieblichen Träumen durchfluthete Welt. Sie fesselte mich an diese, keineswegs mit landschaftlichen Reizen geschmückte Gegend mit unwiderstehlicher Gewalt, vielleicht, weil die weite, weite, durch keinen bedeutenden Gegenstand unterbrochene Ebene, die sich von meinem Waldessaume aus vor mir hindehnte, den Gedanken den freiesten, unbegrenztesten Spielraum ließ. Ich habe selten diesen tiefen Zauber der Einsamkeit in einer schönen Gebirgslandschaft empfunden, dagegen wohl am weiten Meer.

So lag ich am Waldessaum, halb träumend,

vom Summen der Bienen und Zirpen der Grillen lieblich eingesungen, vor mir theils Haideland, theils zum Schneiden reife Haferfelder, als plötzlich in der Ferne, aber doch so, daß mir die Melodie verständlich wurde, ein polnischer Schnitter ein liebliches, tief melancholisches Lied zu singen begann, und zwar mit so reiner und melodischer Stimme, daß ich ihm unverwandt lauschte und sich meine Träume zu folgendem Liedchen verdichteten:

„Am Waldessaum im Sonnenschein
Lieg' ich versunken in Träumerein,
Ein Schnitter preiset in der Ferne
Schön Liebchens helle Augensterne.

Die Nachtigall ist längst verstummt,
Die Sonne brennt herab, es summt
Die Hummel mit sanft verklingendem Laute
Von Blüth' zu Blüthe im Haidekraute.

Das duftet so berückend süß,
Daß ich betäubt die Augen schließ',
Doch immer noch hör' ich den Schnitter singen
Von wunderholden Liebesdingen.

Was weißt Du, Schnitter, von meinem Lieb,
Das mich in Noth und Kummer trieb?
Hör' auf, hör' auf, sie laut zu preisen,
Mir wird so weh von Deinen Weisen.

Ach, nein, Du kennst die Schönste nicht,
Denn hätt'st Du geschaut ihr Angesicht
Und müßtest meiden die Augen der Meinen,
Du könnt'st nicht singen, Du müßtest weinen."

Der Gesang war verstummt. Ich hörte jetzt auf dem weichen Haideboden den Hufschlag eines Pferdes. Vielleicht ein Bauer mit seinem Klepper, dachte ich träumend. Das Wort Klepper wiederholte ich in Gedanken wohl fünf, sechs Mal, der Hufschlag kam näher und jetzt zeigte sich meinen halbgeöffneten Augen auf einem schmalen Fußpfade, der am Waldessaum entlang führte, ein schönes Roß mit einem vornehmen Reiter, jedenfalls einem Gutsbesitzer aus der Umgegend. Er ritt langsam näher, ich konnte sein schönes, nicht mehr ganz junges und bereits mit jenem Zuge von Ironie ausgestattetes Gesicht, wie wir ihn bei Lebemännern, welche die Mitte der Dreißig überschritten haben, finden, genau sehen, und hatte dabei eine unangenehme Empfindung, als durchschaue er meine Gemüthslage und treibe innerlich seinen Spott darüber. Ja, es war mir sogar, als spürte ich bei seinem Anblick einen leisen bitteren Geschmack auf meiner Zunge. Er grüßte aber artig, indem er seinen Strohhut abnahm, ohne zu sprechen. Nun kam er mir auch bekannt vor, es war ja Herr von Radomski. Ich erwiderte den Gruß stumm und ohne mich zu erheben und verfolgte den Reiter mit den Augen, bis er mir entschwand. Dann sprang ich auf, die Natur war mir plötzlich entzaubert, ich schlenderte langsam durch Wald und Feld zurück nach dem Schlosse, nicht recht wissend, was ich beginnen sollte. Ich ging auf mein Zimmer, legte mich

auf's Sopha und war eben im Begriff einzuschlafen, als mich der Bediente zu Tische rief.

IV.

Mit klopfendem Herzen stieg ich die Treppe hinunter nach dem Speisesaal, ich fürchtete mich bereits recht gründlich vor meiner Tante und es war mir daher nicht unangenehm, einen Gast, nämlich jenen Reiter, den ich am Waldessaum schon gesehen hatte, bei Tische zu finden. Durch diesen, dachte ich, wird die Aufmerksamkeit von Dir abgelenkt und man sieht Deinem Gesichte weniger an, was in Deinem Innern vorgeht.

Man hatte schon auf mich gewartet und mein Onkel rief mir, als ich eintrat, lachend entgegen: „Aller Augen warten auf Dich, Robert," und sich gegen Herrn von Radomski wendend, fügte er, da er wohl vergessen hatte, daß ich diesen schon früher flüchtig kennen gelernt, vorstellend hinzu: „Mein lieber Neffe, stud. juris Bornstedt — Herr von Radomski, mein Nachbar und bester Freund."

„Ich habe bereits das Vergnügen gehabt," sagte Herr von Radomski verbindlich lächelnd, mit einem wohlklingenden Organe und stark polnischem Accente. Ich erwiderte nichts, warf einen Blick auf Claudine, die mit vornehmer Ruhe vor sich hin sah, und nahm mir vor, so viel als irgend angängig zu trinken, um recht gesprächig zu werden und mich selbst zu betäuben.

Das Gespräch war auch bald im vollem Gange. Es drehte sich hauptsächlich um Pferde und Sport, da mein Onkel sowohl als Herr von Radomski beide leidenschaftliche Pferdeliebhaber waren und letzterer eines der vorzüglichsten Exemplare aus dem Gestüte meines Onkels zu kaufen beabsichtigte.

Ich redete wie im Fieber darauf los und that, als ob mir die Pferdewirthschaft mindestens ebenso am Herzen liege, als die Jurisprudenz, was, beiläufig bemerkt, nicht allzuviel heißen wollte. Ja, ich muß bekennen, daß ich mit allerhand Geschichtchen aus meinem Studentenleben, in denen Reiterkünste die Hauptrolle spielten und die ich zum Theil von Commilitonen gehört hatte, in einer Weise zu renommiren begann, daß ich mitunter meinen eigenen Worten wie denen eines Fremden lauschte und gespannt darauf war, was denn nun noch Alles kommen würde. Zu meinem Erstaunen fanden die arg ausgeputzten Erzählungen wenigstens bei meinem Onkel ein dankbares Ohr, welcher immer mehr zu hören verlangte, während mich das stille Lächeln und der feine ironische Zug um den Mund des Herrn von Radomski derartig in die Enge trieb, daß ich schließlich unverfälschte Münchhauseniaden erzählte und dadurch meine Renommistereien von vorher wieder gut machte, denn nun glaubte mein Onkel ebensowenig daran wie ich selbst und ich fühlte mich dadurch vor mir selbst gerechtfertigt. Claudine war während aller dieser Ge-

spräche, an denen sie sich natürlich wenig betheiligte, durchaus heiter, lachte und scherzte auch zuweilen und repräsentirte im Uebrigen vollkommen die Hausfrau.

Hatte ich dadurch, daß ich meinen lügenhaften Erzählungen, zu denen ich durch meine jämmerliche Verliebtheit getrieben worden war, zuletzt eine humoristische Wendung zu geben wußte, die Schmach der Lüge theilweise von mir abgewendet, so wurde ich bald darauf doch wieder von tiefer Beschämung ergriffen, als Herr von Radomski von seinen Reisen und Erlebnissen, namentlich in Frankreich, mit einer Meisterschaft zu erzählen begann, die mich und wie ich bemerkte, auch Claudine mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Wie muß der Mann über Deine Prahlereien gedacht haben, sagte ich mir im Stillen. Da war durchaus nichts Gekünsteltes und kläglich Erfundenes, wie bei meinen Pferdegeschichten, sondern jeder Satz, jedes Erlebniß, jede Bemerkung trug den Stempel der Wahrheit, des Selbsterlebten und Beobachteten. Und was mich dabei noch besonders anzog, war ein Zug von trotziger Selbstverspottung, der über der Erzählung schwebte, hervorgerufen zum Theil wohl durch das Unglück der polnischen Nation, die Herr von Radomski natürlich leidenschaftlich liebte, auf deren Wiederaufrichtung er aber nicht mehr rechnete.

Er war Junggeselle, hatte sich in früheren Jahren vielfach mit der nationalpolnischen Sache befaßt, auch

einmal an einem Aufstande betheiligt, nach dessen Niederwerfung sich aber auf Reisen begeben und lange Zeit seinen Wohnsitz in Paris gehabt. Schließlich war er auf seine Güter zurückgekehrt, wo er sich jetzt schon einige Jahre befand.

„Trotz aller meiner fehlgeschlagenen Hoffnungen,“ so schloß er, „habe ich das Leben doch lieb behalten. Ich stimme nicht ein in den Ton vieler meiner Kameraden, die ihr Leben in Sack und Asche vertrauern wegen des Unglücks des Vaterlandes und lediglich in Erfüllung ihrer Pflicht die Aufgabe und den Zweck ihres Lebens finden. Was wird überhaupt im Allgemeinen mit dem Worte „Pflicht“ für Unfug getrieben! Sie ist in ihrer unerbittlichen Strenge den Meisten das gerade Gegentheil von allem dem, was uns natürlich und unseren berechtigten Neigungen gemäß ist. Das soll und darf nicht sein, und wer sie so auffaßt, an dem rächt sich die Natur früher oder später doch. Wir wollen mehr sein, als wir vermögen, und sind doch mit tausend Ketten an unseren kleinen Stern gefesselt, von dem wir selbst einen verschwindend kleinen Theil bilden, wie jedes andere Naturwesen.

„Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle
Und wir versinken,“

wie Ihr großer Goethe sagt, der das Leben verstanden hat, wie selten ein Sterblicher. Und da die Spanne

Zeit, in welcher uns die Welle emporhebt, so kurz ist, so ist es eine Thorheit, sich mit finsteren Ideen abzugeben und sich das bischen Sonnenschein, das uns bestrahlt, zu verdunkeln. Ich freue mich der Rosen, wo ich sie treffe, und habe es mir zur Aufgabe gemacht, keine Erdbeere ungepflückt zu lassen, die sich mir am Wege präsentirt, damit sie mich im Winter nicht mahne an die begangene Unterlassung."

Dabei hob er sein Glas, schaute in die Runde uns an und leerte es auf einen Zug.

„Sie haben gut reden von Pflicht," erwiderte mein Onkel lachend, „mit Ihren 50,000 Thalern Rente, was sollen aber die armen Teufel sagen, die ihr Leben tagtäglich sich sauer erobern müssen? Wenn da nicht die eiserne Pflicht wäre, sähe es bald schlimm mit ihnen aus, denn leben müssen sie doch auch!"

„Darauf könnte ich Ihnen mit Talleyrand antworten: je n'en vois pas la nécessité" — mein Onkel verstand offenbar den Sinn dieses Satzes nicht, sonst hätte er auf's Heftigste widersprochen — „indessen das mag dahingestellt bleiben. Was aber die Pflicht dieser Leute anbetrifft, so halte ich sie für unendlich viel leichter das, als was für uns Pflicht ist; jenen Leuten ist eben keine Wahl gegeben, sie müssen das thun, was sie Pflicht nennen, um ihr Dasein zu fristen, während uns für unsere Handlungsweise ein unendlicher Spielraum gelassen wird. Ich halte es für meine

Pflicht, das Leben in schöner Weise — er betonte das Wort schöner — zu genießen, d. h. im Bunde mit der Kunst; und von der Wissenschaft so viel in mir aufzunehmen, um niemals den Zusammenhang zu verlieren mit dem großen Ganzen, dessen unendlich kleiner Theil wir sind. Was die sogenannte Moral anbetrifft, so verachte ich sie, soweit sie auf willkürlichen Satzungen der Menschen beruht und nicht zugleich einen tieferen natürlichen, und darum eben sittlichen Grund hat."

Meine Tante schien etwas erwidern zu wollen, sie öffnete den Mund, erröthete tief und schwieg dann.

Ich selbst schwieg ebenfalls, denn ich wußte, was ich auch erwidern möchte, würde unter den obwaltenden Verhältnissen doch eine Dummheit sein.

Mein Onkel aber schlug vor, nunmehr die Reitpferde zu besichtigen, und hob die Tafel auf.

Wir gingen zusammen in den musterhaft sauber gehaltenen Gutshof, mein Tantchen kühn voran, denn sie sollte sich ein Reitpferd zu ihrem speciellen Gebrauch aussuchen. Wie sie so vor mir herschritt mit ihrem schwebenden, leichten Gange, ihrer bezaubernden Grazie, faßte mich wieder das Liebesleid mit solcher Gewalt, daß ich mich langsam zurückzog, mich in mein Zimmer einschloß und mit mir selbst zu Rathe ging, was ich beginnen sollte. Seltsamer Weise besaß ich noch Vernunft genug, einzusehen, daß ich abreisen müsse, und zwar sobald als möglich. Ich raffte meine Sachen

eilig zusammen und schloß den Koffer, als ob ich sofort hätte reisen können, und doch wußte ich, daß vor dem morgigen Tage keine Reisegelegenheit mehr zu benutzen war. Aber es beruhigte mich doch einigermaßen, die gepackten Sachen vor mir zu sehen, gleichsam als Besiegelung meines Entschlusses.

Dann schritt ich ungestüm im Zimmer umher, nach irgend einem Worte ringend, das mir Befreiung gewähren könnte. Endlich stieß ich halblaut hervor:

„O Herz, wo ist Dein Stolz geblieben,
Wo Deine Fassung, Deine Kraft?
So heiß wie Deine Leidenschaft,
So hoffnungslos ist auch Dein Lieben.

Vergebens ruf' ich's mir entgegen
Des Tags wohl viele tausend Mal,
O Wunder, daß ich dieser Qual
Noch immer, immer nicht erlegen!

Daß Lieb' durch Liebe nur bestehe
Und ohne Gegenliebe stirbt —
Es ist nicht wahr, denn mich verdirbt
Glückloser Liebe wachsend Wehe."

V.

Als wir zum Thee wieder zusammentrafen, wurde mir ein Brief aus Berlin überreicht. Er enthielt nur gleichgiltige Nachrichten, aber er sollte mir zum Vorwand dienen, ohne Aufsehen zu erregen, abzureisen.

„Da erhalte ich ganz unerwartet eine Nachricht," sagte ich möglichst gleichgiltig, „die es mir zur Pflicht macht, sofort nach Berlin zu kommen, es handelt sich um eine Ehrensache."

„Wenn es eine Ehrensache ist," sagte mein Onkel, „so darf man Euch Herren Studenten wohl nicht widersprechen, ohne eines Duells gewärtig zu sein? Sonst aber würde ich Dich keineswegs ziehen lassen, mein Junge, Du bist ja kaum bei mir warm geworden."

Auch Tante Claudine und selbst Herr von Radomski sprachen ihr Bedauern aus und baten mich, die Reise doch ja zu verschieben, wenn es irgend thunlich sei.

Ich bestand natürlich auf meinem Vorhaben, und so wurde denn beschlossen, den letzten Abend noch recht heiter zu verleben. Mein Onkel ließ das Beste aus dem Keller heraufschaffen, was er an altem Weine besaß, und in nicht allzulanger Zeit bemächtigte sich unserer Aller die ausgelassenste Laune. Auch mein Liebesgram schien auf Augenblicke von dem studentischen Uebermuth völlig überwunden zu werden. Meinen Onkel aber hatte ich so übermüthig und heiter noch nicht gesehen und Herr von Radomski, der in seinen Formen und in seinen Aeußerungen zwar niemals ein gewisses Maß überschritt, trug doch eine aufrichtige Heiterkeit zur Schau und unterhielt sich namentlich viel mit meiner Tante.

Man sprach von tausend unbedeutenden Dingen, sogar von Toiletten, Mode u. s. w. und Herr von Radomski wußte meiner Tante über alle diese Dinge die eingehendsten Nachrichten aus Paris zu geben. Von der Mode kam man auf's Theater, vom Theater auf's Ballet zu sprechen und mein Onkel fragte, ob eine gewisse Pariser Tänzerin, die er vor Jahren einmal in Berlin gesehen haben wollte, noch in Paris florire. Herr von Radomski kannte sie sehr wohl und schwärmte von der Kleinheit und Eleganz ihrer Füße, die in der ganzen Welt ihresgleichen nicht hätten.

Ob nun hierbei meinem Onkel irgend etwas mißfallen hatte oder welcher andere Grund seiner Stimmung plötzlich eine andere Richtung gab, ist mir noch heute völlig unerklärlich. Kurz er gerieth mit Herrn von Radomski über die Füße der Tänzerin in Streit, wurde immer heftiger und stieß endlich, da Radomski bei seiner Ansicht in völliger Harmlosigkeit beharrte, folgende Worte laut über den Tisch hinüber gegen seinen Freund aus:

„Wer wagt es, zu behaupten, daß Jemand in der Welt kleinere Füße hat, als meine Frau?"

Ich blickte meine Tante an, die sich augenscheinlich, ebenso wie ich selbst, äußerst peinlich berührt fühlte durch diese Tactlosigkeit meines Onkels, die leider bald durch eine noch größere überboten werden sollte.

Herr von Radomski hatte nämlich auf die Frage

meines Onkels nur ein malitiöses Lächeln über sein Gesicht gleiten lassen.

„Sie glauben es nicht?“ schrie mein Onkel noch lauter.

„Aber ich bitte Sie,“ sagte abwehrend Herr von Radomski, mein Onkel jedoch ließ ihn nicht ausreden sondern schrie noch lauter:

„Sie sollen sich überzeugen. Claudine, steh' einmal auf, zeige Deine Füßchen, und wer behauptet, daß sie nicht die kleinsten sind, die er je gesehen hat, der soll mir dran glauben.“

Claudine wurde bleich wie der Tod und war weder fähig zu sprechen, noch sich zu bewegen.

„Nun, wird's bald?“ rief mein Onkel, und ich kannte ihn kaum wieder, so hatte ihn der Wein verwandelt.

Claudine erhob sich und wollte das Zimmer verlassen, mein Onkel aber sprang auf, hielt sie am Arme fest und rief:

„Kann ich nicht einmal Gehorsam von meiner Frau verlangen, die ich mir erzogen habe wie mein eigenes Kind? Zeige Deine Füße, oder ich zeige sie den Herren.“ Seine Augen funkelten wild. Claudine aber nahm alle ihre Kraft zusammen, schleuderte ihren Mann zurück und rief mit fester Stimme und hochgeröthetem Gesicht:

„Hinweg! Ich will versuchen, ob ich diese Stunde vergessen kann.“

Dann ging sie, ohne sich umzusehen, schweigend zur Thür hinaus.

Ich saß wie vernichtet da, mein Inneres durchwühlten tausend schmerzhafte Gefühle. Herr von Radomski hatte sich erhoben und machte Miene, sich zu verabschieden. Von seinem Gesichte war in diesem Augenblick jede Spur von Ironie verschwunden. Mein Onkel aber war an’s Fenster getreten und schaute schweigend hinaus.

So vergingen mehrere Minuten, ohne daß Jemand die peinliche Stille zu unterbrechen gewagt hätte.

Endlich kehrte sich mein Onkel um, trat an den Tisch zurück und sagte mit tonloser Stimme:

„Ich bitte um Verzeihung, ich habe den schönen Abend verdorben. Der dumme Wein! Ich hoffe aber Alles wieder gut zu machen.“

Wir wußten nicht recht, was wir erwidern sollten, Herr von Radomski verabschiedete sich nach einigen gleichgiltigen Redensarten in scheinbar vergnügter Stimmung, und ich zog mich in mein Zimmer zurück, um eine traurige, schlaflose Nacht zuzubringen.

„Ich hab’ die ganze Nacht
Gesessen und geweint,
Und habe schier gemeint,
Daß nie der Tag erwacht.

Nun ich in ihrer Pracht
Die Sonne wieder sehe,
Wünsch' ich in meinem Wehe
Mir tiefe, finstre Nacht."

VI.

Seit jenem Tage waren einige Monate vergangen. Ich hatte die Studentenferien zu einer größeren Reise benutzt, um auf andere Gedanken zu kommen, ohne daß der tiefe Eindruck, den Claudine auf mich gemacht hatte, ausgelöscht worden wäre. Aber meine Schwärmerei war in ein anderes Stadium getreten. Claudine wurde mir fast zu einem abstracten Ideal, das über meinem Traumleben schwebte, das ich im Stillen verehrte und wohl gar besang, ohne daß ich noch daran gedacht hätte, es jemals zu erreichen.

Bei meiner Abreise war mein Onkel freundlich und zärtlich zu mir, wie immer, gewesen und Claudine hatte nicht im mindesten gezeigt, daß sie der Scene vom Abend vorher irgend welche tiefere Bedeutung beimesse, sodaß ich mit dem ruhigen Gefühle Abschied nahm, beide Ehegatten hätten sich von Grund aus wieder vereinigt. Dieses Gefühl wurde noch gestärkt durch einen Brief meines Onkels, den ich nicht lange darauf erhielt und der in dem heiteren, mir an meinem Onkel gewohnten Tone gehalten war.

Es war in den letzten Tagen des October, als

mich mein Onkel zu einer großen Jagd einlud, die er alljährlich um diese Zeit abzuhalten pflegte. Ich war durchaus kein leidenschaftlicher Jäger, beschloß aber doch die Einladung anzunehmen, da ich vor meinem Herzen sicher zu sein glaubte und ich mich andererseits von dem Eheglücke meines Onkels persönlich zu überzeugen wünschte, der seinem Einladungsschreiben diesmal keinerlei Bemerkungen über sein oder seiner Frau Befinden beigefügt hatte.

Auf der letzten Bahnstation, von der aus noch eine halbstündige Fahrt mit dem Wagen zu machen war, um auf das Gut zu gelangen, erwartete mich mein Onkel selbst.

Aber wie erschrak ich, als er mir entgegentrat und mich herzlich, wie immer, in seine Arme schloß. Das war nicht mehr derselbe Mann, der mir vor wenig Monaten noch als die Fülle der Gesundheit und Kraft selbst erschienen war. Seine Haare waren stark ergraut, die Wangen schlaff und schwammig, um die tiefliegenden Augen zogen sich dunkle Ränder und über dem ganzen Antlitz lagerte ein Ausdruck von Ermattung, wie man ihn bei schwerkranken Personen findet, die zum ersten Male nach langen Wochen des Liegens aufzustehen wagen.

Mein Erstaunen muß so unverhüllt gewesen sein, daß es mein Onkel sofort bemerkte, und auf seine Haare deutend, sagte: „Nicht wahr, ich bin alt ge-

worden?" — „Ja", fügte er langsam hinzu, „alt und müde."

Wir stiegen in den Wagen und sprachen nichts, so lange wir durch das kleine Kreisstädtcheu fuhren. Als wir in's offene Feld kamen, rückte mein Onkel unruhig neben mir her, räusperte sich und ich merkte, daß er mir irgend etwas zu sagen habe, was ihm nicht gerade leicht von den Lippen wollte. Ich drehte mich zu ihm und sah ihn schweigend an.

„Robert," begann er jetzt, und seine Stimme zitterte ein wenig, „Du willst einmal Richter werden? Nicht wahr?"

„Ja," sagte ich, und wußte nicht, wo er hinaus wollte.

„Du hast mehr gelernt wie ich, Du weißt manches zu unterscheiden, was Andern gleichartig erscheint, Du hast außerdem das Herz auf dem rechten Fleck, und wenn ich Dir in's Auge sehe, so muß ich mir sagen: Du wirst ein gerechter Richter werden."

Er sprach dies in kurzen Sätzen, ohne mich anzublicken.

„Hast Du mich noch lieb?" fragte er dann.

„Wie kannst Du daran zweifeln," erwiderte ich ohne zu lügen.

„Nun denn, Robert, mein lieber Neffe, Du mit dem Richterauge, Du sollst meine Frau beobachten und mir sagen, ob Du glaubst, daß sie mich noch liebt."

Die Worte kamen einzeln aus seinem Munde und wurden mehr herausgestoßen als gesprochen.

„Lieber Onkel," sagte ich, und mein Herz pochte laut, „was verlangst Du da von mir!"

„Was ich von keinem Anderen verlangen würde," erwiderte er schnell und mit sich steigernder Aufregung; „das weiß ich wohl, aber zu Dir habe ich das Zutrauen, daß Du mit gerechtem Auge schauen, daß Du ohne Voreingenommenheit urtheilen wirst. Vielleicht bin ich zu hart gegen meine Frau, vielleicht habe ich mir selbst vernichtet, was ich mir mühsam errungen, vielleicht ist es noch nicht zu spät, es mir wieder zu erringen. Robert, Du weißt nicht, was ich gelitten habe die letzten Wochen, ohne eine Seele zu haben, der ich mich mittheilen durfte, von der ich ein objectives Urtheil erlangen könnte, denn Radomski ist ganz auf meiner Seite und zu sehr Partei."

„Wenn ich nur helfen könnte," erwiderte ich rathlos.

„Ich lasse Dir Zeit, Du sollst Dich nicht übereilen, beobachte sie, sprich mit ihr mehrere Tage, aber dann fälle Dein Urtheil."

„Aber was hast Du für Gründe zu Deiner Selbstquälerei?"

„Das wirst Du selbst sehen," sagte er. „Sie reitet jeden Tag fast mit Morgengrauen auf ihrem Lieblingspferde ein bis zwei Stunden aus, täglich nach

einer anderen Richtung, aber immer so, daß ich nach kurzer Zeit ihre Spur verliere. Sie duldet weder Reitknecht noch sonstige Begleitung, nur mir gestattet sie, mitzureiten, dann kommen wir aber vom gewöhnlichen Wege nicht ab. Ihren Revolver führt sie stets geladen bei sich. Ich habe sie heimlich verfolgt, ich habe nicht entdecken können, wohin sie verschwindet, ich habe keine Ahnung, mit wem sie heimliche Zusammenkünfte haben könnte, ich glaube es auch nicht, denn ich halte sie für durchaus rein und unschuldig. Mein einziger Verkehr ist Radomski. Ich habe keinen Grund, ihm zu mißtrauen, er ist offen, freundlich und herzlich zu mir und steht, da er den Grund meines Kummers zu erkennen scheint, auf fast gespanntem Fuße mit meiner Frau. Sie sprechen mit einander, aber nicht wie Menschen, die heimlich im Einverständniß sind, sondern voll kalter, ironischer Höflichkeit. Ich bin scheinbar hart, ich bin grausam gegen sie gewesen seit jenem unglückseligem Abende, an dem sie mir den Gehorsam verweigerte, weil sie von da ab wie verwandelt war. Ihre harmlose Heiterkeit, ihre kindlichen Scherze, ihre anhängliche Dankbarkeit schien verschwunden. Sie war gemessen und kalt und wurde immer kälter, sobald ich meinen alten liebevollen Ton anschlug. Denn meine Liebe zu ihr" — er seufzte tief — „nun, Du wirst ja selbst sehen und urtheilen, vielleicht wirst Du noch zum Vermittler."

Ich war von all diesen Mittheilungen wenig erbaut und wünschte jetzt, in Berlin geblieben zu sein, denn trotz meiner Jugend hatte ich es mir bereits zum Princip gemacht, mich in fremde Familienangelegenheiten, mochten sie betreffen, wen sie wollten, durchaus nicht zu mischen. Ich nahm mir denn auch vor, möglichst diplomatisch zu verfahren, soweit dies das tiefschmerzliche Gefühl gestattete, welches mich bei dem Gedanken erfaßte, daß zwei so vortreffliche Menschen sich fortgesetzt so unendlich schweres Leid zufügen konnten.

Das Wetter war rauh und stürmisch und als wir vor dem Schloß ankamen, erschien nur der alte Diener, der uns den Wagenschlag öffnete und uns auf unsre Zimmer geleitete.

„Wir wohnen Thür an Thür," sagte mein Onkel, als wir die Treppe hinaufstiegen, „ich habe mich wieder hier eingerichtet."

„In Deinem Junggesellenzimmer?" fragte ich unwillkürlich.

„In meinem Junggesellenzimmer," sagte er trüb lächelnd und schloß die Thür hinter sich.

Wir waren am Nachmittage gekommen und ich sah meine Tante erst, als wir uns zum Abendbrot im Eßzimmer zusammenfanden. Herr von Radomski war ebenfalls wieder anwesend. Claudine schien bei meiner Ankunft nicht sonderlich erfreut, ihre Freundlichkeit hatte etwas Gezwungenes und ich fühlte mich verlegener

denn je. Auch in ihrer Erscheinung fand ich sie sehr verändert, wenngleich nach meinem Gefühl noch schöner, noch gefährlicher. Sie war schlanker geworden und kleidete sich ganz dunkel, was ihrer Figur ein fast mageres Aussehen gab, auf ihren sammetweichen Wangen lagerte eine ungewöhnliche Röthe und ihr Wesen hatte eine Hast und Unruhe angenommen, die ich früher nicht an ihr bemerkt hatte. Herr von Radomski war ganz der Alte geblieben. Wie gewöhnlich lagerte auf seinem Gesicht die feine Ironie, als er mich begrüßte, und seine gute Laune, die sich während des Abendessens mit Bezug auf die morgige Jagd in der Erzählung vieler lustiger Jagdanekdoten äußerte, schien entschieden zugenommen zu haben, seit ich ihn das letzte Mal gesehen hatte. Meine Tante richtete diese und jene gleichgiltige Frage an mich, um nur auch etwas zu reden, und mein Onkel schwieg fast den ganzen Abend. Mir wollte durchaus nicht behaglich werden in meiner Beobachter- und Richterrolle. Claudine vermied es offenbar, ihren Mann auch nur mit dem Blicke zu streifen, und mein Onkel war trotz der Erzählungen des Herrn von Radomski und trotzdem hin und wieder ein Schatten von Lächeln über sein Gesicht zog, mit seinen Gedanken ganz wo anders, denn seine Augen waren fast ununterbrochen in unbestimmte Ferne gerichtet.

Zwischen Herrn von Radomski und meiner Tante konnte ich anfangs keinerlei Beziehungen entdecken, nur

einmal, als Ersterer aus dem letzten Polenaufstande von einer Lebensgefahr erzählte, aus der er nur durch die Geistesgegenwart und Tapferkeit einer jungen, schönen Polin gerettet worden war, schienen mir die Augen Claudinens aufzuleuchten und die Röthe auf ihren Wangen sich zu erhöhen. Ein kurzer, rascher Blick fiel aus ihren schönen Augen auf den Erzähler und dieser fing ihn auf, vorsichtig wie ein Schulknabe, der dabei ertappt zu werden fürchtet, wie ihm eine verbotene Frucht heimlich zugesteckt wird.

VII.

Am andern Morgen herrschte, noch ehe die Sonne herauf war, im Schlosse reges Leben. In dem großen Speisesaale, der nur bei feierlichen Gelegenheiten in Gebrauch kam, waren lange Tafeln gedeckt und mit einer Fülle der ausgesuchtesten Leckerbissen und feinsten Weine und Liqueure bestellt. Aus der Umgegend fanden sich nach und nach die Gutsbesitzer, die höheren Beamten der Nachbarstädtchen, Offiziere in Civil u. s. w. zu Wagen und zu Pferde ein und versammelten sich im Speisesaale, in welchem sie stehend oder sitzend, plaudernd oder schweigend den aufgestellten Speisen und Getränken nach Herzenslust zusprachen. Ich bewegte mich mitten unter den Gästen, machte als Neffe des Hauses, so gut ich konnte, die Honneurs, stellte

mich da und dort einem Herrn vor und freute mich im Uebrigen des ungeheuren Appetits, den die meisten Gäste schon am frühen Morgen entwickelten.

Herr von Radomski war auch schon da, der schlankste und eleganteste Cavalier, den sein Jagdanzug vorzüglich kleidete. Er begrüßte mich nur flüchtig und stürzte sich dann in den Strudel der Gesellschaft. Polen und Deutsche waren gleichmäßig vertreten und man hörte beide Sprachen durcheinander reden. Mein Onkel unterhielt sich ernst über verschiedene landwirthschaftliche Angelegenheiten mit einem adligen Großgrundbesitzer der Provinz, dessen Erscheinen auf der Jagd er sich stets als hohe Ehre anrechnete, während ich schließlich mit einem jungen Polen schwärmerischen Aussehens, einem kleinen Gutsbesitzer, mit langem blonden Haar, hervorstehenden Backenknochen und wasserblauen Augen in ein Gespräch über Mickiewicz gerieth, dessen Dichtungen ich aus Uebersetzungen kannte und sehr hoch schätzte. Matecki — so hieß der junge Pole — wurde dabei Feuer und Flamme, nannte Mickiewicz den polnischen Goethe und versicherte mich, während er ein Schnäpschen nach dem andern herunterstürzte, daß die Befreiung Polens vom russischen Joche nahe bevorstehe und daß er nur auf die passende Gelegenheit warte, dem theuren Vaterlande seinen Degen anzubieten.

Auch ein dickes, katholisches Pfäfflein bemerkte ich, von äußerst behaglichem Ansehen, das trotz seiner

Körperfülle wie ein Wiesel bald hierhin bald dorthin huschte, Jedem ein freundliches Wort sagte und dazu mit dem Bauche lachte. Der Culturkampf hatte noch nicht begonnen und Polen und deutsche Katholiken und Protestanten lebten in friedlicher Harmlosigkeit mit einander.

Endlich ertönten vom Schloßhofe her die Jagdhörner, die zum Aufbruch mahnten, und rasch leerte sich der große Saal. Ich blieb zurück und sah, daß mein Onkel auf mich wartete.

„Willst Du mit, Robert?" sagte er. „Es regnet in Strömen, ich glaube kaum, daß Du ein großes Vergnügen haben wirst."

„Es liegt mir in der That nichts daran, in diesem Wetter einen Tag im Freien zuzubringen," antwortete ich, „ich werde zu Hause bleiben und mich Abends desto lebhafter an der Schüsseljagd betheiligen."

„Das ist mir lieb, Robert," sagte er mir die Hand schüttelnd und mir fest in's Auge blickend, „Du weißt, was ich meine."

Ich blieb und war lange Zeit allein. Ich durchwanderte die leer stehenden oberen Zimmer des Schlosses, entdeckte manches alte interessante Gemälde, das dort seit geraumen Zeiten, noch aus der polnischen Vergangenheit, hing, besah auch in einer Rumpelkammer das Bett, in welchem der große Napoleon bei seiner Rückkehr aus Rußland, auf der er das Gut meines

Onkels passiren mußte, geschlafen haben soll, und bildete mir ein, einen geheimnißvollen Schauder zu empfinden als ich mich einige Minuten lang vorsichtig auf der Kante des Bettes niederließ.

Dann stieg ich langsam die Treppe wieder hinunter, im Stillen überlegend, ob ich wohl meiner Tante schon einen Besuch zu machen wagen dürfte, als mir der alte Diener entgegentrat und mir mittheilte, daß die gnädige Frau im Frühstückszimmer auf mich warte.

Meine Tante empfing mich heute ganz anders als am Tage vorher. Mit großer Freundlichkeit eilte sie auf mich zu, streckte mir beide Hände entgegen, und sagte:

„Das ist Recht, daß Du mir Gesellschaft leisten willst, der Tag heute würde mir allein unendlich lang werden.“

Ich wunderte mich, daß ihr gerade der heutige Tag unendlich lang werden sollte, da sie doch sonst, wie ich wußte, auch nicht viel in Gesellschaft war, ich hatte jedoch nicht Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn alle meine Gedanken wurden sofort von der großen Schönheit meiner Tante gefangen genommen.

Sie trug einen blauen Schlafrock mit breitem Spitzenkragen, die dunklen Haare fielen aufgelöst auf Rücken und Schultern herab und wurden nur auf

dem Scheitel durch ein seidenes Band von der Farbe des Schlafrockes festgehalten. Aus ihren Augen leuchtete eine sehnsüchtige, aber doch wie von glücklicher Liebe verklärte Seele, frei und offen schaute sie mir in's Angesicht, als wollte sie zu mir sagen: so bin ich in Wirklichkeit; nicht wie jenes gedrückte Wesen, das Du gestern Abend vor Dir gesehen hast.

Im Augenblicke hatte ich auch vergessen, was eigentlich mein Auftrag hier war, wie verloren in den unergründlichen Tiefen dieser auf mich gerichteten Augen, nahm nur noch das eine Gefühl von meinem Herzen Besitz: hier ist die Schönheit selbst in Gestalt des herrlichsten Weibes vor Dich hingetreten und wird Dich armen Erdenwurm durch ihren Glanz vernichten.

„Claudine," rief ich überwältigt, „wie wunderschön bist Du!"

„Bin ich das?" rief sie mit leuchtenden Augen. „Komm, setze Dich zu mir, mein lieber Robert, ich habe Dir Unrecht gethan und will Dir abbitten."

„Du mir?"

„Ich Dir. Hab' ich nicht Deine Dichter geschmäht, habe ich nicht für Lüge erklärt, was sie singen, was Du zu fühlen behauptetest?"

„Claudine, wie soll ich das verstehen?

„Wahrheit ist es gewesen, was ich für Lüge hielt, und entsetzlich entlarvt ist mir die Lüge worden."

Mir schwindelten die Sinne.

„Armer Robert," fuhr sie fort, „Du thust mir leid; warum bist Du auch hergekommen? Hat er Dich etwa auch verlockt, wie er mich verlocken wollte?"

„Wer denn, um Gottes willen?"

„Er, den man mir angetraut hat, mein Tyrann, mein Peiniger, mein Erzfeind!

„Claudine, was sagst Du da?"

„Ich rede die Wahrheit." Sie sprang auf, ging lebhaft im Zimmer auf und nieder, horchte an der Thür, kam zu mir zurück und sich nahe zu mir setzend, sprach sie halblaut in wildem Tone:

„Geschlagen hat er mich!"

Ich fuhr mit dem Kopfe zurück und sah ihr entsetzt in's Auge.

„Geschlagen," wiederholte sie, „weil ich mich seiner Rohheit widersetzte. Was ich für Liebe gehalten habe, war nichts, als ein Gefühl der Dankbarkeit, wie es ein Hund gegen seinen Herrn auch empfindet, und seine Liebe glich der des Herrn gegen seinen Hund."

„Du thust ihm Unrecht," sagte ich mehr mit dem Munde, als mit dem Verstande, denn in ihrer Empörung sah das Weib vor mir noch schöner aus, als vorher und hatte mich aller Vernunft beraubt.

„Unrecht?" schrie sie auf, „sind wir armen Weiber denn rechtlos? Weil er mir zu essen und zu trinken verschaffte, glaubte er ein Recht auf mein Leben zu haben, auf dieses armselige Ding von Leben, das ohne

die Liebe nicht werth ist, daß man es lebt. Nicht Liebe hat er mir gegeben, sondern Speise und Trank, sein krasser Egoismus, seine Herrschsucht brauchte ein höheres Thier, das er nach Belieben mit Füßen treten oder streicheln konnte. Aber, Gott sei Dank, ich war noch nicht ganz zum Thier geworden, ich konnte noch sehen mit Menschenaugen, mit freien Weibesaugen, sie ließen mich die tiefe Schmach erkennen, in die ich zu stürzen im Begriff war und — ich werde die Fesseln brechen, die noch auf mir lasten, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Claudine, er liebt Dich trotz alledem, beurtheile ihn milder," sagte ich, den Rest meiner Gedanken zusammenfassend.

„Täusche Dich und mich nicht," erwiderte sie, „oder kann die wahre Liebe Furcht einflößen, wie sie seine Gegenwart mir einflößt? Nein, nimmermehr! In der Nähe des Geliebten, den wir wieder lieben, schwindet alle Furcht, wir kennen keine Schranken mehr, leicht und frei erhebt sich die Seele zu ihm empor, und wir werden zu höheren Wesen."

„Oder zu Wahnsinnigen," rief ich, von höchster Leidenschaft erfaßt, aus, „willst Du mir noch bestreiten, daß die Liebe mit dem Wahnsinn verwandt ist?"

Sie stand hoch aufgerichtet vor mir, alle ihre Gesichtszüge waren verändert, waren größer, schöner, erhabener, als ich es je gesehen. Bei meiner Frage trat sie einen Schritt näher auf mich zu.

„Sie kann zum Wahnsinn werden,“ sagte sie zusammenschaudernd, „wenn sie —“ sie vollendete den Satz nicht und sah mich traurig an.

„Wenn sie nicht erwidert wird,“ schrie ich laut, „so vollende doch den Satz und verzeihe dem Wahnsinnigen, der Dich einmal wenigstens mit anderem Kusse, als es dem Neffen vergönnt ist, küssen will.“

Vom Liebestaumel überwältigt, stürzte ich an ihren Hals und sie fest umklammernd, bedeckte ich ihr Antlitz mit glühenden Küssen.

„Robert,“ schrie sie, „was thust Du, Entsetzlicher, lasse mich frei!“

Ich ließ sie los und stürzte zu ihren Füßen.

„Verzeihung, Verzeihung!“ brachte ich stöhnend hervor, „aber höre noch ein einziges Wort, bevor ich Dich auf ewig verlasse. Traue dem nicht, den Du zu lieben glaubst, traue dem Herrn von Radomski nicht!“

Sie stand schon an der Thür, um sie zu öffnen; bei meinen letzten Worten aber zögerte sie, schaute mich wild an und fragte:

„Was soll das bedeuten?“

„Er betrügt Dich,“ rief ich, noch auf den Knien liegend und die Arme nach ihr ausstreckend, „er betrügt Dich, traue ihm nicht!“

„Fliehe, fliehe von hier,“ gab sie rasch zur Antwort und verließ das Zimmer. — —

VIII.

Wenn ich an die Empfindung zurückdenke, welche sich meiner bemächtigte, als Claudine verschwunden war und ich mich langsam vom Boden emporhob, so fühle ich heute noch das Blut mir zu Kopfe steigen. Es war eine Mischung von tiefster Scham über die Unwürdigkeit, mit der ich das Vertrauen meines Onkels mißbraucht hatte, von grenzenlosem Schmerz, daß ich dieses geliebte, schöne Wesen niemals die Meine nennen sollte, von Haß gegen den Mann, der dieses Weib in seine Schlingen gelockt hatte und der es, das fühlte ich dunkel, unfehlbar in's Verderben stürzen würde. Denn daß Claudine Herrn von Radomski liebte und mit ihm sich im Einvernehmen befand, konnte mir nach ihrem ganzen Auftreten nicht mehr unklar sein. Mein Onkel hatte sich von dem schlauen Cavalier durch die gegen Claudine in seiner Gegenwart angenommene Rauheit täuschen lassen und sein Verdacht wäre eher auf jeden Andern als auf ihn gefallen.

Ich besinne mich nicht mehr, wie ich das Zimmer verlassen und was ich zu thun beschlossen hatte, nur ist mir noch im Gedächtniß, daß ich ungefähr eine Viertelstunde nach jener Scene, mitten im strömenden Regen, ohne Kopfbedeckung auf dem Gutshofe stand und plötzlich von Matecki, der zu Pferde saß, angeredet und begrüßt wurde.

Er hatte im Frühstückseifer seine Büchse im Schlosse vergessen, war zurückgekehrt, sie zu holen und wunderte sich, mich zu Hause zu treffen, den er für einen eifrigen Nimrod gehalten. Als ich ihm das Gegentheil versicherte, freute er sich, auch in dieser Beziehung in mir einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben und bot mir seine Gesellschaft an für den Rest des Tages, was ich um so lieber annahm, als es mich aus der Verlegenheit riß, irgend etwas beschließen zu müssen, wozu ich in meinem damaligen Zustande kaum fähig gewesen wäre. Es befremdete mich jedoch nicht wenig, daß ich trotz aller meiner Seelenleiden die volle komische Wirkung in meinem Innern verspürte, welche die Reitererscheinung vor mir unwillkürlich hervorrief. Das kleine braune Filzhütchen mit herabhängenden Krämpen und dem Knopf auf der Mitte klebte auf dem großen Flachskopfe, dessen Haare triefend herunter hingen, wie die Regenbedachung auf einem Getreideschober im Felde, der zottige Leibrock erinnerte an das Fell eines aus dem Wasser kommenden Pudels, und kaum war der Gedanke daran, wie diese Thiere sich bei solcher Gelegenheit zu schütteln und ihre Umgebung zu bespritzen pflegen, in mir nur halb aufgestiegen, als Matecki ziemlich plump vom Pferde in eine Pfütze sprang und sich und mich bis an den Kragen mit Schmutzwasser bedeckte. Diese thatsächliche Beendigung meines in Gedanken begonnenen Gleichnisses ließ mich

in ein krampfhaftes Gelächter ausbrechen, in das Matecki wacker einstimmte und das erst sein plötzliches Ende fand, als ich auf dem Wege in's Schloß meine Tante am Fenster erblickte, die mich mit den erstauntesten Blicken von der Welt und einem unsäglich verächtlichen Zug um ihren schönen Mund betrachtete.

Nun muß sie mich sogar verachten, stöhnte ich in mich hinein, und eine Wuth bemächtigte sich meiner auf mein Schicksal, auf alle Menschen, auf die ganze jämmerliche Welt, daß ich in eine Fluth von Schmähungen ausbrach und zwar zufällig in so rhythmischer Form, daß mich Matecki sofort fragte, wen ich da citire, er glaube etwas Aehnliches in seinem Lieblingsdichter Slowacki gefunden zu haben.

Diese Bemerkung linderte meinen Seelenschmerz einigermaßen und brachte das Gespräch bald wieder auf literarische Dinge, über die wir uns, auf meinem Zimmer sitzend, stundenlang unterhielten.

Ich spürte weder Bedürfniß nach Speise, noch nach Trank, mein feuriger Genosse jedoch behauptete, daß ihn das Disputiren gewaltig hungrig und noch mehr durstig gemacht hätte, so daß ich nicht umhin konnte, den Diener herbeizurufen und ihn mit Herbeischaffung von Lebensmitteln zu beauftragen. Dieser mußte unsern Durst gewaltig groß berechnet haben, denn er brachte einen Korb mit mehreren Flaschen trefflichen Rhein- und Rothweins, aber schon nach wenigen Stunden be-

merkte ich, daß seine Rechnung durchaus richtig gewesen, denn Matecki entkorkte die letzte Flasche, als meine Uhr die dritte Stunde angab und tiefe Dämmerung sich bereits in unserem Zimmer verbreitet hatte. Desto heller war es in unsern Köpfen geworden. Mit mächtigen Schritten gingen wir hintereinander im Zimmer her, mit Armen und Beinen gestikulirend und laut declamirend, Matecki deutsch und polnisch durcheinander, so daß, wer uns gehört hätte, ohne die leeren Verräther auf dem Tische zu sehen, uns für Tollhäusler hätte halten müssen. Ich war mitten in dem großen Faustischen Monologe des ersten Actes, als die Thür geöffnet wurde, und der Diener mit zwei Kerzen unsern, von Wein und Poesie durchhauchten Raum erhellte. Sofort verstummten wir und lächelten uns mit blinzelnden Augen an, da der Diener uns meldete, daß die Jagdgäste bereits zurück seien und in einer halben Stunde sich zum Diner im großen Saale vereinigen würden.

„O, mein verehrtester Herr Studiosus," rief Matecki aus, als der Diener sich entfernt hatte, „ich muß die Lichter wieder ausblasen, denn ich habe Ihnen noch etwas zu sagen."

Mir schien diese Begründung vollkommen gerechtfertigt.

„Im alten Polen," fuhr er mit lauter Stimme fort," galt es als eine der höchsten Vergünstigungen des

Cavaliers, wenn er aus dem Schuh seiner Angebeteten deren Wohl trinken durfte; o, könnt' ich dieses letzte Glas aus dem Schuh der Dame dieses Hauses trinken, ich gäbe auf der Stelle mein Leben darum."

„Ist es das, was Sie mir zu sagen haben?"

„Das nicht allein — ich gebe auf der Stelle zwei Leben darum, wenn ich dem Schurken, dem mehr vergönnt ist, als ich zu wünschen wage, den Hals umdrehen könnte!"

„Welchem Schurken?"

„Sie scheinen also nicht zu wissen, was hier in der Umgegend jede Küchenmagd der andern erzählt?"

„In der That nicht."

„Dann will ich es Ihnen sagen, vielleicht sind Sie im Stande, etwas zu thun, ein gutes Werk, denn ich glaube, Sie haben Einfluß auf Ihren Herrn Onkel, und dann ist noch nicht Alles verloren."

Ich fühlte mein Herz laut pochen bei diesen Andeutungen und konnte kaum die Enthüllung des Geheimnisses erwarten. Matecki setzte sich auf das Sopha und zog mich an seine Seite nieder.

„Die Leute sagen," begann er in gedämpftem Tone, „Ihre Tante habe sich in Herrn von Radomski verliebt, habe diese Liebe ihrem Ehegatten gestanden und dieser dulde das heimliche Verhältniß trotz des großen Schmerzes, dem es ihm bereite, da Herr von Radomski sein intimster Freund sei und er seine Frau

nicht unglücklich machen, aber auch sich nicht von ihr trennen wolle. — Dafür spricht, daß Ihr Onkel jeden Umgang aufgegeben hat — diese Jagd heute ist eine Abfindung aller seiner früheren Bekannten — und daß Herr von Radomski der einzige ist, der fast täglich in diesem Hause aus- und eingeht. Dafür spricht ferner, daß Ihre Tante und Herr von Radomski heimliche Zusammenkünfte haben (ich selbst habe sie im Walde zusammen reiten sehen), daß sie sich Signale geben durch Revolverschüsse u. s. w. Die Sache ist leider nur zu klar. Und leider ist noch klarer, daß bei dieser Partie zu Dreien doch nur Einer gewinnt, und dieser Eine ist der Schurke Radomski. Ich kenne seine nichtswürdige Seele nur zu genau, denn" — Matecki sprang auf, ballte die Faust, knirschte mit den Zähnen und stieß dann das Folgende im Tone höchster Entrüstung hervor — „denn er hat meine Schwester verführt und sie dem Elend preisgegeben. Ich mache daraus Ihnen gegenüber kein Hehl, denn Sie sind ein verständiger Mensch, wie ich gemerkt habe. Und zwar hatte er es so einzurichten gewußt, daß sie ihm schließlich nachgelaufen ist, und er noch als der unschuldige Theil dastand, gerade so wie jetzt bei Ihrer Tante, die ich für so unschuldig halte, wie die Taube, die den Frieden auf Erden verkündigt hat. Wären wir im Mittelalter, ich glaubte an einen Zaubertrank, den dieser Hallunke hat, so aber ist es nur seine teuflische Natur, an die ich glauben

kann. Wenn Hilfe nützen soll, muß sie bald kommen, wir Alle können nicht auf gegen den Hallunken ihrem Onkel gegenüber, denn er hat sein volles Vertrauen, aber Sie können etwas thun. Reißen Sie ihm, dem Radomski, das Spiel aus der Hand, ich versichere Sie, er hat alle Trümpfe!"

Matecki hatte mit solcher innerer Ueberzeugung gesprochen, daß ich auch nicht einen Augenblick an der Richtigkeit seiner Mittheilungen zweifelte. Vor der Hand hielt ich es nicht für nöthig, ihn darüber in's Klare zu setzen, daß mein Onkel selbst von dem Verhältniß keine Ahnung habe, ich forderte ihn nur auf, sich mit mir zu verbinden, um Herrn von Radomski sobald als möglich zu entlarven, was er bereitwilligst versprach.

„Hier mein Wort," sagte er, sein Glas ergreifend, „wenn Sie mich brauchen, bin ich da. Stoßen Sie mit mir an."

Ich that's und sprach meine Absicht aus, heute Abend schon Schritte in dieser Angelegenheit zu thun.

„Heute nicht," sagte Matecki, „heute sind Alle betrunken, lassen Sie es bis auf übermorgen, da haben hoffentlich Alle ihren Rausch ausgeschlafen."

Darauf begaben wir uns in den Speisesaal, wo wir die Jagdgäste bereits in Gesellschaftstoilette vorfanden.

Dann wird es in meiner Erinnerung für einige Zeit wieder nebelhaft. Ich finde mich erst in einem

Seitengemache des Speisesaals in rauchiger Atmosphäre und in Gesellschaft von fünf bis sechs jungen Polen wieder, die das Lied: „Noch ist Polen nicht verloren“ angestimmt hatten und mich in ihre nationale Begeisterung mit fortrissen.

Matecki saß mit verglasten Augen, gänzlich betrunken auf dem Sopha, hatte eine Harmonika aufgetrieben und versuchte die Begleitung zu dem Gesange seiner Kameraden zu liefern. Ich glaube, wir Alle vollführten ein entsetzliches Geheul, aber Tyrtäus' Schlachtgesänge hätten kaum begeisternder wirken können. Als Freund der polnischen Literatur wurde ich einfach für einen Gesinnungsgenossen angesehen, und als das allgemeine Küssen begann, war ich ebenso wacker im Austheilen wie im Empfangen, als alle Uebrigen.

Im großen Saale ging es nicht viel anders zu. Ueberall ein Durcheinander von Stimmen, ein Tabakrauch, ein Stuhlrücken, daß man sein eigenes Wort kaum verstand und sich nur schreiend dem Nachbar verständlich machen konnte. Meinen Onkel hatte ich fast gar nicht gesehen, ich fürchte, ich ging ihm geflissentlich aus dem Wege.

Es mochte etwa zwei Uhr des Morgens sein, als ich bemerkte, daß meine Beine nicht mehr meinem Willen gehorchten, und ich zog es daher vor, mich heimlich in mein Schlafzimmer zurückzuziehen.

Als ich den Saal verließ, sah ich Herrn von Radomski schweigend und in Gedanken versunken an einem offenen Fenster stehen und in die finstere Nacht hinausschauen. Er allein schien von dem wilden Gesellschaftsstrudel nicht ergriffen worden zu sein.

IX.

Ein tiefer Schlaf hatte sich meiner bemächtigt, noch ehe ich vollständig entkleidet war, und das Licht brannte noch auf dem Tische, als ich nach Verlauf von etwa einer Stunde in jäher Weise aufgeweckt wurde. Ich fühlte mich heftig am Arme ergriffen, öffnete die schlaf- und weinesschweren Augen nur halb, und glaubte ihnen nicht trauen zu dürfen, bis mich laute Worte, die an mein Ohr tönten, davon überzeugten, daß ich nicht träumte. Vor mir stand mein Onkel in seinen langen grauen Mantel gehüllt, eine große Stalllaterne in der rechten Hand, mit der linken meinen Arm fest umklammernd. Seine Gesichtszüge waren verzerrt, bis zum Gräßlichen, die Augen quollen ihm aus der Stirn heraus und starrten auf mich, wie die eines Gefolterten auf seinen Folterknecht, seine bleichen Lippen bebten wie im Frost und seine Stimme krächzte, als er mir zurief:

„Wach' auf, wach auf, die Zeit zu richten ist da, ich kenne den Verräther, ich habe Beweise für den elenden Betrug meines Weibes."

„Was ist geschehen?“ fragte ich noch halb im Schlafe.

„Du mußt auf, Du mußt fort sogleich,“ rief er und riß mich mit einem gewaltigen Ruck in die Höhe.

„Ihm nach, ihn fordern auf der Stelle, aber ihm kein Haar krümmen, denn erschießen will ich ihn selbst, ich muß hier bleiben, sie bewachen.“

Jetzt wurde ich allmälig wach, rieb mir die Augen und fragte nochmals: „Was ist geschehen?“

„Alle Gäste waren fort,“ berichtete er mit fürchterlicher Hast, „oder ich glaubte wenigstens, daß sie alle fort wären, ich wollte in mein Zimmer gehen, aber ein unbestimmtes Gefühl hatte mich noch einmal hinaus in den finsteren Park getrieben. Dort höre ich das Gestampf eines Pferdes. Die verdammten Pferdejungen, denke ich, haben wieder nicht aufgepaßt, da hat sich gewiß der Merkur wieder losgerissen und jagt umher, aber kaum habe ich das gedacht, so höre ich eine Stimme flüstern: ‚Gute Nacht, süßes Lieb,‘ und oben wird ein Fenster geschlossen. Alle Teufel, denke ich, was ist das? Da jagt's an mir vorüber und trotz der Dunkelheit erkenne ich den Radomski an der Stimme, wie er das Pferd anspornt, den Erzschurken, meinen besten Freund. Ich hinauf in's Schlafzimmer meiner Frau, die finde ich angekleidet im Finstern, sie gesteht Alles zu, und — und —“ die Stimme versagte ihm.

Er faßte mich bei der Schulter, schüttelte mich und brachte endlich die Worte hervor:

„Mach Dich fertig, es ist schon angespannt, ich hole Dich in fünf Minuten.“

Als er hinaus war, faßte ich mich bei der Stirn und fragte mich, ob ich nicht doch träume, aber ein wüster Lärm, der jetzt aus dem Hause in mein Zimmer tönte, brach alle Zweifel.

Rasch war ich angezogen; in meinem Hirn tobte ein Meer von Empfindungen, aufgeregt durch übermäßigen Weingenuß, durch unterbrochenen Schlaf und das eben Gehörte, daß ich kaum mehr wußte, was mit mir vorging.

Der Lärm im Hause wurde immer größer, ich stürzte aus meinem Zimmer und hörte nun das Toben meines Onkels, der brüllend, wie ein wildes Thier, die Treppen hinauf- und hinunterjagte, jetzt meine Tante aus dem Zimmer herausschleifte, mit abscheulichen Namen benannte und sie vor unser Aller Augen zu erwürgen versuchte. Denn, weit davon entfernt, die Sache geheim zu halten, hatte mein Onkel vielmehr die ganze Dienerschaft des Hauses zusammengetrommelt, jedem einzelnen die Schandthat seiner Frau in's Ohr geschrien, jetzt wollte er, da seine Wuth sich von Minute zu Minute steigerte, sie offenbar erdrosseln. Seine großen Hände hatten sich um ihren schlanken Hals gepreßt und wären sicherlich nicht, ohne ein entsetzliches Verbrechen

begangen zu haben, wieder losgekommen, wären nicht zwei Diener und ich herbeigesprungen, die den Tollen mit aller uns zu Gebote stehenden Kraft zurückrissen, so daß Claudine, die schon zu wanken begann, rasch von ihrem Kammermädchen bei Seite geschafft werden konnte.

Ich mußte unwillkürlich an Othello denken. So und nicht anders hatte er seine Desdemona erdrosselt, sagte ich mir und war fest davon überzeugt, daß der Verbrecher aus Eifersucht sein Opfer nie anders als durch Erdrosselung umbringt.

Zuerst wuthschnaubend über unsern Eingriff in seine vermeintlichen Rechte, wurde er plötzlich ruhig, als ich ihm die Wange streichelte und ihm flehend in's Angesicht sah. Er schlug die Augen nieder, nahm mich am Arm, führte mich die Treppe hinab in ein erleuchtetes Zimmer, in welchem eine dampfende Kaffeemaschine auf dem Tische stand.

„Hier trinke eine Tasse und dann fahre, die Pferde warten," sagte er zu mir, den Kaffee eingießend.

Also daran hatte er trotz seiner furchtbaren Aufregung gedacht, sagte ich mir im Stillen und schlürfte den heißen Trank.

„Sage ihm nur in's Gesicht, daß ich ihn gesehen hätte, daß meine Frau Alles eingestanden hat und daß ich ihn morgen um acht Uhr früh hier erwarte zum

Kampfe auf Leben und Tod, denn ich darf nicht fort, ich muß sie bewachen."

Ich hörte jedes Wort, ich verstand Alles, was zu mir gesprochen wurde, ja ich besinne mich noch jeder Einzelheit, die geschah, an manche Dinge dachte ich sogar mit dem kühlsten Verstande und doch hatte ich von der ganzen wunderlichen Lage, in der ich mich befand, keine Ahnung. Die Eindrücke der letzten Stunden, des vergangenen Tages waren zu mächtig auf mich eingestürmt, als daß ich sie schon hätte verarbeiten können. Es wirbelte in meinem Gehirn Alles wild durcheinander, willenlos wurde ich von augenblicklichen Impulsen bald hierhin, bald dorthin getrieben und nur das eine schien mir völlig klar: Radomski mußte auf der Stelle gefordert werden.

Ich stand auf, mein Onkel geleitete mich vor die Thür, wo ein offener kleiner Wagen, mit zwei muthigen Rennern bespannt, meiner wartete.

Die Nacht war finster wie das Grab, kein Sternlein am Himmel und ein kalter Wind fuhr durch die halbentblätterten Lindenbäume vor dem Hause. Mich fror. Mein Onkel bemerkte es sofort, riß seinen Mantel von der Schulter, warf mir ihn um und hob mich in den Wagen.

„Fahr mit Gott," rief er, „Du kennst Deine Aufgabe, in einer Stunde kannst Du wieder zurück sein!"

Er gab mir noch, ich wußte nicht zu welchem

Zweck, einen Stock in die Hand, den er schnell irgendwoher geholt hatte; ich hüllte mich fester in den Mantel, die Pferde zogen an und wir jagten in die Nacht hinaus.

Nun begann für mich eine Stunde so unvergeßlicher und eigenthümlicher Art, daß ich kaum im Stande sein werde, von ihr auch nur ein annähernd ähnliches Bild zu entwerfen.

Der Kutscher war instruirt, das merkte ich bald, denn wie wahnsinnig flogen die Rosse über Stock und Stein den entsetzlich holperigen Feldweg dahin. Der Wagen, eine sogenannte Britschka, ohne Laterne, hatte sehr schlechte oder gar keine Federn, und ich wurde auf dem harten Sitze herumgeschleudert wie ein leichter Ball, so daß ich mich mit beiden Händen festhalten mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Die scharfe Nachtluft schien aus meinem Kopfe die Nebel hinauszutreiben und in Gestalten zusammenzuballen, die nun vor meinen Augen ihre schaurigen Tänze aufführten. Da sah ich mich selbst in kläglicher Stellung zu Füßen meiner Tante, während sie ihr dunkles Haar zerraufte und dazu mit jammervollen Geberden, einer Ballettänzerin gleich, sich im Kreise herumdrehte, bis Herr von Radomski, mit der ewigen Ironie auf seinem Gesichte, herzutrat und meiner Tante winkte, die sofort still stand und ihm zärtlich ihre Hand reichte. Ich aber wollte aufspringen und ihn beim Kragen fassen,

war aber wie gefesselt und konnte mich nicht vom Boden erheben. Da erschien mein Onkel, griff mit seinem gewaltigen Arm, zornglühenden Auges, Herrn von Radomski um die Hüften und begann einen Zweikampf mit ihm, aus welchem lange Zeit keiner als Sieger hervorgehen wollte. Wehklagend warf sich meine Tante dazwischen (ich hörte ihre Stimme deutlich im Winde), suchte die beiden Kämpfer aus einander zu treiben, wurde aber zu Boden gerissen und von den Füßen der Streitenden jämmerlich zertreten. Ich sah sie sinken, ihre Augen brechen, das letzte Zucken um ihre Lippen und dann ihr bleiches Todtenangesicht. Ueber ihr brach mein Onkel sterbend zusammen und triumphirend trat Herr von Radomski auf die beiden Leichen. Ich schauderte am ganzen Körper, Wind und Wehmuth preßten mir bittere Thränen aus.

„Wie weit ist es noch?“ schrie ich den Kutscher so laut ich konnte an, um die entsetzlichen Nachtgesichter zu verscheuchen.

„Nicht weit,“ war die kurze Antwort, die mir wie ein Erlösungswort aus qualvollem Banne klang.

Der Wind riß die schwarzen Wolken über mir aus einander und zwei einsame Sterne blickten mich traurig an, wie Menschenaugen, die mich anklagten und zugleich anflehten, ihnen nichts zu Leide zu thun.

Was treibst Du eigentlich, was willst Du, was bedeutet das Alles, fragte ich mich plötzlich selbst, bist

Du denn wahnsinnig geworden? Ich dachte einen Augenblick daran, umzukehren, schon war ich im Begriffe, den Kutscher beim Rocke zu fassen, um ihm den Befehl zu geben. Was sollte ich jetzt in finsterer Nacht an fremdem Orte, in fremdem Hause, hatte das nicht Alles bis morgen Zeit? Da hörte ich fernes Hundegebell, und ich zog die ausgestreckte Hand zurück. So nahe am Ziele und umkehren? Nein! Es faßte mich wieder erneute Wuth gegen den elenden Verführer (oder war es Eifersucht?), ich schmiedete in Gedanken eine Anrede, die ihn niederschmettern sollte, sobald ich zu ihm eintrat, ich fühlte mich stärker als je.

Jetzt rauschte etwas in meiner Nähe, es waren die welken Blätter einer Allee, in die wir einlenkten, die Pferde griffen noch schneller aus, das Hundegebell kam immer näher. Plötzlich machte der Wagen einen gewaltigen Satz, ich flog in die Höhe und öffnete unwillkürlich den Mund dabei, den mir eine heraufgeschleuderte Kothflocke höchst unangenehm stopfte. Wir fuhren eine Rampe empor und der Wagen hielt vor einem herrschaftlichen Hause. Drei oder vier Hunde umringten mit lautem Gebell den Wagen. Jetzt wußte ich, wozu mein Onkel mir den Stock gegeben. Mit demselben fortwährend um mich schlagend und dazu prustend und spuckend wegen des nassen Sandes, der mir auf der Zunge und zwischen den Zähnen saß, stieg ich langsam und vorsichtig hinunter und bahnte mir, rückwärts gehend, den Weg bis zur

Hausthür, an die ich mehrere Male laut mit dem Fuße pochte.

So stand ich, mit dem Rücken gegen die Thür, die Hunde von mir abwehrend, längere Zeit, bis ich im Innern des Hauses Geräusch vernahm, der Schlüssel umgedreht und die Thür vorsichtig und nur ein klein wenig geöffnet wurde.

„Wer ist da?" fragte eine alte Weiberstimme auf polnisch, und ich antwortete in derselben Sprache, so gut ich konnte, ich käme von da und da und müsse sofort den Herrn sprechen.

Ohne daß ich eine Antwort erhielt, wurde die Thür wieder zugeschlagen, und ich stand eine Weile, wie zuvor, im Kampfe mit den Hunden.

Dann aber hörte ich männliche Tritte, die Thür wurde wieder geöffnet, eine Windlampe warf ihren blassen Schein auf die Rampe und den Wagen, die Stimme eines Bedienten gebot den Hunden Ruhe und ich wurde in höflicher Weise aufgefordert, näher zu treten.

Man führte mich in ein geräumiges, behaglich ausgestattetes Gemach, in dem eine Lampe brannte, und lud mich ein, Platz zu nehmen.

Fünf Minuten saß ich in äußerster Spannung da, ich fühlte, wie in dieser eleganten Umgebung, in diesem aristokratischen Zimmerduft mein Muth merklich abnahm, und als sich jetzt die Thür öffnete und Herr von Radomski mit dem verbindlichsten Lächeln auf den

Lippen hereintrat, stand ich schüchtern vor ihm, wie ein Knabe, der seine Lection vergessen hat.

„Mein lieber Herr Studiosus," begann er, „was führt Sie zu so ungewohnter Zeit in mein Haus? Ich bin begierig, den Grund Ihres seltsamen Besuches zu erfahren."

Er wies mit der Hand nach meinem Stuhl, um mir anzudeuten, wieder Platz zu nehmen, was ich auch that, und setzte sich selbst mir gegenüber.

„Ich komme als Cartelträger meines Onkels," sagte ich, nicht ohne ein leises Beben meiner Stimme zu verspüren, „Sie haben ihn auf's Tödtlichste beleidigt, indem Sie unter der Maske der Freundschaft zum Verführer seiner Frau wurden."

Ich bemerkte nicht die geringste Veränderung in seinem feinen Gesichte.

„Und um mir das zu sagen," antwortete er ruhig, indem er die Nägel seiner eleganten Hand betrachtete, „kommen Sie in später Nachtstunde hierher?"

„Mein Onkel wünscht in früher Morgenstunde bereits Genugthuung, die Sie ihm nicht verweigern werden," sagte ich möglichst energisch.

„Mein lieber Herr Studiosus," begann er auf's Neue und hatte offenbar im Sinne, irgend eine Antwort zu geben, auf die ich nicht im mindesten gefaßt war — da ertönten plötzlich drei dicht nacheinander abgefeuerte Revolverschüsse vor dem Fenster unseres Zimmers, be-

gleitet von einem wüthenden Hundegebell und — Herr von Radomski vollendete den Satz nicht. Zum ersten Mal, so lange ich ihn kannte, bemerkte ich eine flammende Röthe auf seinem Gesichte.

„Ich bitte einige Augenblicke um Entschuldigung,“ sagte er rasch, sprang auf und verließ das Zimmer.

Kaum war er hinaus, so fiel mir die Erzählung Mateckis ein, der auch „Revolverschüsse“ als Signal meiner Tante bezeichnet hatte. Ich eilte an die Thür, zu der Radomski soeben hinausgegangen, fand sie aber verschlossen. Auch zum Fenster hinauszuspringen war keine Möglichkeit, da sie von außen durch schwere Läden geschützt waren, mein Rufen, Klopfen, Toben half nichts, mit einem Worte: ich war gefangen.

Ich hatte eine volle Stunde Zeit über die lächerliche Figur, die ich gespielt hatte und noch spielte, nachzudenken und mich selbst mit tausend unfruchtbaren Gedanken zu zermartern.

Dann wurde die Thür geöffnet und derselbe Diener, der mich eingelassen, überreichte mir einen verschlossenen Brief mit der Aufschrift an meinen Onkel und bemerkte kurz: Herr von Radomski ließe sich für heute entschuldigen.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm ich den Brief, eilte hinaus zu meinem Wagen, der noch auf derselben Stelle, wo ich ihn verlassen hatte, auf mich wartete, und befahl dem Kutscher so schnell als möglich zurückzukehren.

Noch war es Nacht, nur der Himmel hatte sich ein wenig erhellt und hier und da traten die Sterne hervor.

„Nun ist Alles aus," sagte ich zu mir, „sie haben einen weiten Vorsprung und die Eisenbahn gewiß längst erreicht — und wer hätte auch Lust ihnen nachzujagen," fügte ich traurig hinzu.

Ich fand meinen Onkel mit stierem Gesichtsausdrucke in seinem Zimmer auf dem Sopha sitzend. Er schien mich kaum zu bemerken, als ich eintrat, und rührte sich nicht. Gleichgiltig entfaltete er den Brief Radomskis, las ihn und schob ihn mir zu.

Der Brief war kurz: „Die Rechte des Herzens sind stärker als die der Freundschaft."

„Elender Wicht!" stieß ich wüthend hervor, aber mein Onkel bedeutete mir mit der Hand, ruhig zu sein. Er stand auf und ging hinaus. Ich eilte ihm nach, ergriff seine Hand und ihm tief in's Auge schauend, fragte ich besorgt:

„Was willst Du thun, geliebter Onkel?"

„Fürchte nichts," sagte er lächelnd, aber dies Lächeln durchschnitt mir die Seele, „das Maß ist voll, ich will vor allen Dingen allein bleiben."

Er ging. Ich hatte nicht den Muth, ihm zu folgen, ihn zu trösten, was hätte es auch genützt? Sein Schmerz hatte jenen Grad erreicht, wo das seelische Empfindungsvermögen aufhört.

Ich reiste den nächsten Morgen ab, nachdem ich noch erfahren, daß Claudine durch einen Sprung aus dem Fenster nach dem Stalle entkommen war, um sich dort ihr Pferd satteln zu lassen und davonzureiten.

Mein Onkel fiel von Woche zu Woche tiefer in Melancholie, wurde gänzlich stumpfsinnig, magerte zum Skelet ab und starb etwa neun Monate nach jener furchtbaren Nacht, in welcher ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte.

Nach seinem Tode gab es mancherlei auf seinem Gute zu ordnen, da der Nachlaß sehr groß war, und ich fand daselbst als nächster Verwandter und Erbe mehrere Wochen lang reichliche Beschäftigung.

Als ich an einem heißen Augusttage nach einem benachbarten Vorwerke fuhr, um eine Grenzstreitigkeit womöglich gütlich beizulegen, begegnete mir ein Reiter, in dem ich schon aus weiter Ferne Freund Matecki erkannte. Er hatte mich auch sofort bemerkt und freute sich ungemein, mich wiederzusehen.

Nachdem wir die üblichen Höflichkeitsfragen ausgetauscht und das Unglück meines Onkels beklagt hatten, fragte er plötzlich, indem er das linke Auge zukniff:

„Und hatte ich nicht Recht mit Herrn von Radomski?"

„Was ist mit ihm?" gab ich zur Antwort.

„Nun, er hat doch wieder die Partie gewonnen!"

„Wie so?"

„Sie wissen nicht?"

„Ich habe keine Ahnung."

„Nun, sie ist ihm nachgelaufen, sagt die Welt und hat sich jetzt den Tod gegeben, weil er ihre Handlungsweise nicht gebilligt hat."

Mir stand das Herz still vor Schreck.

„Sie hat sich den Tod gegeben?" fragte ich entsetzt, woher wissen Sie das?"

„Einer meiner Freunde in Paris hat mir die Sache ausführlich berichtet; ich dachte übrigens, Sie hätten es in der Zeitung gelesen, es stand ja gestern darin."

„Ich habe nichts gelesen."

„So holen Sie's nach. Uebrigens liegt schon wieder eine andere Schönheit in seinem Banne, wie mir mein Freund schreibt, diesmal ist es eine Herzogin!"

Wir trennten uns. Die Nachricht hatte mich auf's Tiefste erschüttert, ich war nicht fähig, an Geschäfte zu denken. Ich stieg aus, schickte den Wagen nach Hause und schlich langsam nach dem nahen Walde, in dessen tiefster Einsamkeit ich mich stundenlang verbarg.

Die Arbeit der letzten Tage, der Schmerz und die heiße Sommerzeit hatten mich müde gemacht, unendlich müde.

Unter den Papieren, die ich aus jener Zeit noch besitze, finde ich, mit dem Datum des 13. August ver-

sehen, ein Gedicht, das wohl am besten meine damalige Stimmung charakterisirt:

„Wie thut den müden Augen
So weh' das Sonnenlicht —
Im Wald, im grünsten Grunde,
Dort findet mich es nicht.

Da ist's so still, es schweigen
Die Vögel selbst im Laub,
Ein Schmetterling nur flattert,
Berauscht vom Blüthenstaub.

Dort will ich hin mich legen
Unter das grüne Dach,
Im Schooß der alten Erde
Entschlumm'r ich allgemach.

O Erde, treuste Mutter,
Nach all' dem falschen Glück,
Nach Irrthum, Schmerz und Reue
Kehrt man zu Dir zurück."

Der „liebenswürdige“ Hauptmann.

Man hatte den Geburtstag des Königs gefeiert. Das Diner war beendet, und nur eine kleine Anzahl von Festgenossen — jüngere Offiziere und einige Beamte der Regierung, die auch Soldaten gewesen waren — saß noch in heiteren Gesprächen beisammen, um bis in die Nacht hinein die festliche Stimmung durch ein gutes Glas Wein rege zu erhalten.

Wie es unter Soldaten zu geschehen pflegt, drehte sich die Unterhaltung bald um die Vorgesetzten, ein Thema, dessen Unerschöpflichkeit jedem der Anwesenden Gelegenheit bot, sein Scherflein zur allgemeinen Belustigung beizutragen und sein eigenes Lichtchen auf Kosten eines abwesenden Dritten leuchten zu lassen.

Denn in der Regel pflegt man sich hinter dem Rücken der gestrengen Oberen desto schonungsloser zu ergehen, je schweigsamer und bescheidener die militärische Zucht im Dienst zu sein gebietet.

So hatten denn auch heute schon fast Alle ihrem

Herzen Luft gemacht, und nur ein junger Regierungsrath — das heißt jung im Dienstalter, nicht mehr an Jahren, da er den Vierzigen nicht fern war — saß wie gewöhnlich still und hörte mit einem feinen Lächeln auf den Lippen den immer lauter werdenden Expectorationen seiner Kameraden zu.

Er galt für eine Art Sonderling, der nur ausnahmsweise in der Gesellschaft erschien und ein reiches Gemüthsleben hinter der Maske des Sarkasmus zu verbergen pflegte, dem man jedoch eine aufrichtige Hochachtung um so weniger versagte, als er gegen sich selbst am strengsten war und über die Lauterkeit seines Charakters auch nicht der geringste Zweifel obwaltete.

Er sprach selten; wenn er es aber that, hörte man ihm gern zu, da er die Lippen nur zu öffnen pflegte, um etwas vorzubingen, was sich anzuhören lohnte. Meist waren es kurze, treffende Bemerkungen, aber wenn man es richtig anstellte, konnte man ihn auch zu längeren Erzählungen bewegen.

War er einmal im Zuge und sah er, daß man ihm Aufmerksamkeit schenkte, so wurde ein anderer Mensch aus ihm. Seine stillen Züge belebten sich, die blassen Wangen überflog ein sanftes Roth, die blauen Augen wurden größer und dunkler, und lebhaft gestikulirend schien er seine Umgebung zu vergessen und wie zu einem größeren Publikum zu sprechen.

Man durfte ihn aber ja nicht unterbrechen, denn

dann blickte er verwirrt um sich, stammelte, wie aus einem Traume erwacht, einige abgerissene Worte: ach, o, ja, ja, und sank, still vor sich hinlächelnd, in den Stuhl zurück.

Keine Macht der Erde konnte ihn dann wieder zum Sprechen bringen. Nicht, daß verletzte Eitelkeit ihn davon abhielt, — nichts hätte ihm ferner gelegen, — vielmehr schien der Faden seiner Erzählung völlig zerrissen, und es war ihm unmöglich, ihn wieder anzuknüpfen.

Ein älterer Premierlieutenant verstand es ganz besonders, ihn zum Sprechen zu bewegen.

Dieser wollte bemerkt haben, daß jedesmal, wenn der Regierungsrath eine Geschichte zu erzählen hatte, ein eigenthümliches Zucken über sein Antlitz ging, auf dem eine plötzliche Röthe mit fahler Blässe abwechselte.

Auch jetzt, da die Kameraden gerade einige der stärksten Beispiele von der Unliebenswürdigkeit ihrer Vorgesetzten zum Besten gegeben hatten, und eine kleine Pause in der Unterhaltung eintrat, waren dem Premierlieutenant diese Anzeichen auf dem Gesichte des Regierungsrathes nicht entgangen, und in seiner vorsichtigen Weise begann er:

„Wie lange ist es her, Herr Regierungsrath, daß Sie Ihren Abschied genommen haben?“

„Drei Jahre.“

„Sie sind als Inactiver verhältnißmäßig lange

Soldat gewesen und müssen auch interessante Erinnerungen haben."

„Allerdings. Eben jetzt, da es hier so wacker über die Fehler mancher Vorgesetzten herging, fiel mir eine Geschichte ein, die ich vor mehreren Jahren erlebte, und die den Beweis dafür liefern könnte, daß unter Umständen ein liebenswürdiger Vorgesetzter bei Weitem lästiger werden kann als ein unliebenswürdiger."

„Erzählen, erzählen!" erscholl es laut um den Tisch herum aus Aller Munde.

Der Premierlieutenant hatte seinen Zweck erreicht, Jedermann schwieg und blickte auf den Regierungsrath, der, nachdem er noch einen Zug aus seinem Glase gethan, sich räusperte und nicht ohne einige Verlegenheit, die sich jedoch allmälig völlig verlor, also zu reden begann:

„Ich kann über den Mann, den ich Ihnen vorzuführen gedenke, um so ruhiger berichten und ohne mich der Gefahr auszusetzen, indiscret zu werden, als er nicht mehr unter den Lebenden weilt und er auch, soviel mir bekannt, Angehörige nicht hinterlassen hat.

Bevor ich jedoch auf ihn komme, muß ich der Ordnung und des Verständnisses wegen mit meiner eigenen Person beginnen.

Es mag zwei oder drei Jahre nach dem Feldzuge von 70 gewesen sein, als ich wieder einmal die Ordre erhielt, ein Manöver in und bei Neisse mitzumachen.

Ich war damals als junger Assessor bei der Regierung in Breslau beschäftigt und lag zugleich in den Fesseln einer glücklichen und mich vollständig beherrschenden Liebe, die' mir, obgleich ich immer gern Soldat gewesen war, diesmal die militärische Unterbrechung meiner gewohnten Thätigkeit keineswegs angenehm erscheinen ließ.

Gleichwohl mußte geschieden sein, und so fuhr ich denn an einem warmen Spätsommertage über die Zugbrücke der guten alten Stadt Neisse zum Thore hinein, indem ich etwas mißmuthig vor mich hinmurmelte: Sechs Wochen Festung!

Nachdem ich mein Gepäck im Hotel niedergelegt, war mein erster Gang sofort auf das Regimentsbureau, um den Adjutanten, mit dem ich seit dem Feldzuge her befreundet war, aufzusuchen und von ihm die Compagnie, der ich zugetheilt worden, zu erfahren. Er freute sich sehr, mich wiederzusehen, und kam meinem Wunsche sofort nach. Der Name des Hauptmanns war mir unbekannt, er war erst seit Kurzem aus einem ostpreußischen Regimente nach Schlesien versetzt worden.

„Was ist der Hauptmann für ein Mensch?" fragte ich, „Du hast mir hoffentlich einen guten Vorgesetzten ausgesucht?"

„Ich denke, Ihr werdet zusammen passen," erwiderte der Adjutant lächelnd, „er ist ein origineller Kauz, aber er kann von hinreißender Liebenswürdigkeit

sein, namentlich so stillen Leuten gegenüber, wie Du einer bist."

In meiner Liebeskrankheit, die durch die Trennung von dem Ideal meines Herzens den höchsten Grad erreicht hatte, dachte ich nicht weiter über diese Worte nach, sondern schlenderte, mit einem Briefe an meine Braut beschäftigt, nach dem Hotel zurück, wo ich auf 16 eng geschriebenen Seiten mein Herz erleichterte. — Sie lachen, lieber Schleiden? Das ist ein sicheres Zeichen, daß Sie kurz vor der Katastrophe stehen.

Am nächsten Tage sah ich meinen Hauptmann zum ersten Male bei der Parole-Ausgabe.

In Helm und Schärpe machte ich ihm meine Meldung.

Er musterte mich längere Zeit schweigend von Kopf zu Füßen, ohne eine Miene zu verziehen, sodaß auch ich Gelegenheit fand, ihn genau zu betrachten.

Er konnte 40 Jahre alt sein, war von mittlerer Größe, hatte einen vollen, dunkelblonden Schnurrbart, braune, etwas stechende Augen und eine glatte, aber gelbliche Haut. Im Ganzen war er eine wohlthuende, echt soldatische Erscheinung.

Nachdem wir uns eine Weile stumm in's Auge gefaßt, legte er seinen Arm kameradschaftlich in den meinen und führte mich — immer ohne ein Wort zu reden — von dem Paroleplatze hinweg um die Kaserne herum in eine Kneipe zu ebener Erde, in welcher nur

Soldaten vom Feldwebel abwärts zu verkehren schienen, blieb mit mir vor dem Schenktisch stehen und bestellte zwei Schnäpse.

„Sie trinken doch Schnaps?“

Ich wollte eben erwidern, daß ich um diese Zeit keinen zu trinken pflege, allein er hatte schon sein Gläschen ergriffen, reichte mir das andere hin und sagte kurz, fast in befehlendem Tone:

„Also auf gute Kameradschaft!“

„Auf gute Kameradschaft,“ erwiderte ich und trank mein Gläschen aus.

Dann nahm er wieder meinen Arm und führte mich denselben Weg auf den Paroleplatz zurück, wobei sich folgendes Gespräch zwischen uns entspann:

„Was sind Sie in Ihren Civilverhältnissen?“

„Regierungsassessor.“

„Wie alt?“

„26 Jahr.“

„Sie haben den Feldzug mitgemacht?“

„Ja wohl, Herr Hauptmann!“

„Sind Sie verheirathet?“

„Nein.“

„Dann danken Sie Gott,“ murmelte er zwischen den Zähnen, und ich war zufrieden, daß ich nicht, wie ich beinahe gethan, hinzugesetzt hatte: Aber ich werde nächstens heirathen.

„Wo speisen Sie zu Mittag?“ fing er wieder an.

„Im Hotel.“

„Ich denke, es wird bei mir nicht schlechter sein, also ich erwarte Sie mit Bestimmtheit um 1 Uhr.“

Er grüßte formell, drehte sich um und rief seinen Feldwebel, mit dem er, ohne weiter von mir Notiz zu nehmen, dienstliche Angelegenheiten verhandelte.

Der Adjutant hatte Recht, dachte ich, ein origineller Kauz! Nun, schließlich kann es mir gleichgiltig sein, wo ich zu Mittag speise, und so lerne ich meinen Hauptmann gleich gründlich kennen.

Als ich zur bestimmten Stunde in seiner Wohnung erschien, wurde ich vom Burschen in ein altmodisch, aber behaglich eingerichtetes Speisezimmer geführt, in welchem der Tisch für zwei Personen gedeckt war. Ich sollte mich ein wenig gedulden, der Herr Hauptmann werde gleich erscheinen.

Also unverheirathet ist er, dachte ich, mit einem Blick auf den gedeckten Tisch, aber jedenfalls verheirathet gewesen, denn was hätte sonst seine weiberfeindliche Aeußerung vom Vormittage bedeuten sollen?

Ich sah mich im Zimmer um und war eben in der Betrachtung eines alterthümlichen, der Guitarre ähnlichen Musikinstrumentes verloren, das, mit Pfauenfedern drapirt, über einem silbernen Rococospiegel hing, als ich von der anderen Ecke des Zimmers den mehrfach wiederholten, krächzend hervorgestoßenen Ruf vernahm: „Du dummer Junge!“

Ich wandte mich auf diese wenig schmeichelhafte Anrede hin um und erblickte in einem messingenen Käfig einen bunten Papagei, der die Flügel hebend und den Kopf rasch auf- und abwärts bewegend, sein Sprüchlein immer heftiger wiederholte und offenbar mit mir anbinden wollte.

Noch ehe ich Zeit gefunden, mich mit ihm einzulassen, erschien der Hauptmann im Zimmer und begrüßte mich in freundlicher Weise.

„Hat Sie der Schlingel unterhalten?“ fragte er auf den Vogel deutend, der beim Eintritt des Hauptmanns schwieg und sich behaglich in dem Ringe seines Käfigs wiegte.

„Er scheint sehr kampflustig zu sein,“ sagte ich.

„Das ist er.“

Der Hauptmann trat an den Käfig und rief hinein: „Du dummer Junge!“

Wüthend erwiderte der Vogel den Ruf, und nun begann ein Wettkampf zwischen den Beiden, der wohl fünf Minuten andauerte und in welchem sich der Hauptmann derartig erhitzte, daß ich zweifelte, ob er nicht wirklich närrisch geworden sei. „Du dummer Junge!“ —„Nein, Du bist ein dummer Junge,“ so flogen die Worte immer schneller und lauter hin und her, sodaß ein Lärm entstand, in dem meine fast laut gesprochenen Worte: „Die sind wirklich beide verrückt,“ nicht gehört wurden.

Endlich schien er des Spiels müde, er rief seinen Burschen herein und sagte zu ihm:

„Schaff' das Narrengesicht hinaus und bringe uns die Suppe.“

Als ob er dieses Befehles schon gewärtig gewesen wäre, ergriff der Bursche den laut kreischenden Vogel und trug ihn hinaus.

„Wenn das so weiter geht,“ dachte ich, „wird die Unterhaltung recht heiter werden,“ und setzte mich in stummer Resignation zu Tisch.

„Früher,“ begann der Hauptmann, sich die Serviette vorsteckend, „hatte ich einen Affen, der mir Alles nachmachte, was ich ihm vormachte; der ist aber an der Lungenschwindsucht gestorben. Da fand ich zufällig bei einem Barbier diesen Patron, der mir nun dieselben Dienste erweisen muß wie jener Affe, nämlich mich von den Menschencarricaturen, mit denen ich den Tag über zu thun habe, durch diese noch vergröberten Carricaturen zu erholen. Hat dieser Papagei nicht ganz den Tonfall gewisser Kameraden?“

Ich mußte lachen, also ein Menschenfeind!

„Doch nun,“ fuhr er fort, „weg mit allen trübseligen Gedanken, lassen Sie sich's schmecken und erzählen Sie mir etwas von Ihrem Leben. Wo sind Sie geboren, was für Studien haben Sie gemacht, wofür interessiren Sie sich am meisten, das Alles, Alles will ich von Ihnen hören, denn Sie kommen aus

der großen Stadt, sehen und hören täglich Dinge, von denen wir Kleinstädter keine Ahnung haben, und endlich — es liegt in Ihrem ruhigen, idealen Wesen etwas, das mich anzieht, das mich zu Ihrem Freunde machte, noch ehe Sie ein Wort gesprochen hatten."

Er füllte die Gläser und stieß mit mir an.

Sein Gesicht hatte wieder einen so gewinnenden Ausdruck angenommen, daß ich den Widerwillen, den er mir vorhin eingeflößt hatte, vollständig überwand und ihm vorplauderte, was mir gerade einfiel.

Nach tausend anderen Dingen kamen wir auf vaterländische Dichter zu sprechen, wobei sich der Hauptmann als trefflicher Kenner unserer Literatur entpuppte, der namentlich unter den Romantikern zu Hause war.

Der Wein hatte ihn sehr gesprächig gemacht, und er declamirte mit sichtlichem Behagen Gedichte von Eichendorff, den er ganz besonders liebte.

Da auch ich ein großer Verehrer dieses Dichters bin, so überboten wir uns im Declamiren; der eine fing ein Gedicht an, der andere fuhr fort, endlich sprachen wir beide zusammen, als das unvermeidliche: „In einem kühlen Grunde" an die Reihe kam.

„Wissen Sie," sagte der Hauptmann, und seine Augen leuchteten, „daß einige Meilen von hier, bei dem dem Dorfe Ruppersdorf, die Mühle und der Grund gezeigt wird, die den Dichter zu dem herrlichen Gedichte begeistert haben sollen? Ich selbst war

wiederholt dort, und wir müssen zusammen hin. Auch zu seinem Grabe müssen Sie wallfahrten, er liegt hier auf dem Kirchhofe an der Jerusalemer Barriere."

„Das will ich gewiß thun," erwiderte ich.

„Aber lassen Sie es beileibe Ihre Kameraden nicht merken."

„Warum nicht?"

„O, Kind, Sie Kind, Sie unschuldiges Kind! Zeigen Sie nur aller Welt Ihre Sonntagskleider, sie werden nicht lange unbefleckt bleiben. Na, ich sehe schon, wie es mit Ihnen steht! — Es ist ja Alles ein ganz verdammter Unsinn!" setzte er leidenschaftlich hinzu.

Er stand auf, nahm einen Stuhl und holte, diesen besteigend, das alte Instrument über dem Spiegel herunter und setzte sich, die Saiten stimmend, wieder an den Tisch.

„Ihre jugendliche Gegenwart hat mich nun einmal wieder in alten Strudel hineingerissen," sagte er während des Stimmens, „trinken Sie nur, trinken Sie nur, Sie sind mir noch lange nicht verrückt genug."

Er schenkte wieder die Gläser voll und begann dann, sich selbst auf dem alten Instrumente begleitend, das Eichendorff'sche Lied von den Nachtigallen zu singen:

„Möcht wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht ꝛc."

Er hatte eine rauhe Stimme, aber sie mußte ihm selbst sehr schön vorkommen, denn er sang das Lied zweimal hintereinander, und es schien mir, als ob ich dabei Thränen in seinen Augen bemerkte.

Dann warf er das Instrument beiseite und sah lange sinnend vor sich hin.

Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen, das nicht herunter wollte, und kämpfte mit sich, ob er sich mir mittheilen sollte oder nicht.

„Lieber Kamerad," begann er endlich, und seine Stimme klang leise und gepreßt, „Sie sind noch so jung — ich weiß nicht — es ist mir so, als ob ich Sie warnen sollte. — Freilich, warnen, das wird nicht viel helfen, das habe ich an mir selber gesehen, man muß da zu anderen Mitteln greifen, wie ich glaube. Nur bin ich mir noch nicht klar, ob ich das richtige gefunden. — Aber, helfen, ja helfen muß ich Ihnen, mein lieber, armer Freund."

Er sah mich fast wehmüthig an, und ich mußte wieder zweifeln, ob ich es mit einem Menschen von völlig gesundem Verstande zu thun habe. Was hatte er mir zu sagen? Wovor wollte er mich warnen? Warum nannte er mich seinen „armen Freund"?

„Wir sind sehr ähnliche Naturen, lieber Kamerad," fuhr er fort, „ich habe Ihnen das auf den ersten Blick angesehen, und es ist nicht unmöglich, daß es eine beabsichtigte Fügung des Schicksals ist, die Sie mir zuge-

führt hat. Doch ich glaube, die Zeit ist noch nicht die rechte, ich werde warten müssen. Lassen wir es heute," fügte er lachend hinzu, „und trinken wir noch eins. Trunken müssen wir Alle sein — freilich — Jugend ist Trunkenheit ohne Wein! Leider, leider!"

Dabei zog er die Augenbrauen in die Höhe, seufzte und stieß mit mir an.

In demselben Augenblicke trat der Bursche ein und schien etwas melden zu wollen, doch so, daß ich es nicht hören sollte.

„Was giebt's?" herrschte ihn der Hauptmann an.

„Herr Hauptmann — es ist —"

„Was ist? Kann er nicht reden?"

„Herr Hauptmann — die gnädige Frau ist da," platzte der Bursche heraus.

„Was?" schrie der Hauptmann und sprang auf, noch ehe der Bursche ausgeredet hatte, und dicht an ihn herantretend, sagte er halblaut:

„Schon? Sie sollte doch erst um 6 Uhr zurück sein?"

„Es ist halb sieben, Herr Hauptmann."

„Das ist nicht möglich."

Der Hauptmann zog die Uhr und murmelte:

„Verdammt! Er hat Recht. Geh' hinaus, bringe mir meinen Freund, den Papagei, herein."

Dann kehrte er an den Tisch zurück, bot mir die Hand und sagte:

„Mein lieber Kamerad, ich muß Sie leider verabschieden. Leben Sie wohl, morgen sehen wir uns auf dem Exerzierplatze wieder.“

Sein Gesicht war sehr ernst geworden, er geleitete mich bis an die Thür, und — ich athmete frei auf, als ich die Straße unter mir fühlte.

Also eine gnädige Frau war doch im Hause und sie schien die geheimnißvolle Ursache des Seelenzustandes meines Hauptmannes zu sein.

Soviel war mir klar: ich hatte es hier mit einem jener Menschen zu thun, bei denen der allzu sehr erhitzte Idealismus — um mich eines kulinarischen Ausdrucks zu bedienen — sauer geworden und in Pessimismus umgeschlagen war.

Uebrigens hatte mir der Charakter meines Hauptmannes doch so viel Interesse abgewonnen, daß ich mit einiger Spannung der Weiterentwickelung unseres dienstlichen und gesellschaftlichen Verhältnisses entgegensah.

Gleich in den folgenden Tagen hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie er sich fürsorglich meiner annahm, mich mit den neuen militärischen Vorschriften in freundlicher Weise bekannt machte und sogar energisch für mich eintrat, als mir von Seiten unseres Regimentscommandeurs eine Ungerechtigkeit widerfuhr.

Dieser nämlich, ein Mann von großer Strenge und dabei von ungewöhnlicher Corpulenz, der stets beim Exerzieren zweier starker Pferde benöthigte, da eins ihn

nicht viel länger als eine Stunde zu tragen im Stande war, konnte es nicht begreifen, daß ich trotz der angestrengtesten Exercitien nicht in Schweiß gerieth, sondern am Schluß der Uebungen nur leicht geröthete Wangen zeigte, während alle übrigen Offiziere und namentlich er selbst vollständig in Schweiß gebadet erschienen.

Nun lag das in meiner Körperconstitution. Der Oberst aber, der sich das nicht anders erklären konnte, als daß ich nicht genügend meine Pflicht thäte, sagte mir einmal, als wir Offiziere uns zur Kritik um ihn versammelt hatten:

„Herr Lieutenant Rentz, Sie scheinen zu vergessen, daß Sie sich bei uns nicht zum Spazierengehen aufhalten. Sie sind der einzige von sämmtlichen Kameraden, dem man nicht das geringste Echauffement ansieht. Das muß anders werden!"

Ich griff mit der Hand an die Mütze und wünschte mir im Stillen einen Zoll Speck auf meine Rippen.

Mein Hauptmann aber trat, mir beizustehen, einen Schritt vor und sagte im Tone der Meldung:

„Verzeihung, Herr Oberst, ich kann bestätigen, daß der Lieutenant Rentz im vollsten Maße seine Pflicht gethan hat."

Dafür mußte ich büßen.

„Schon gut, ich habe mich nicht bei Ihnen erkundigt, mein lieber von T.," sagte der Oberst und ging auf ein anderes Thema über.

Tags darauf aber wurde ich mit meinem Zuge auf dem weiten Exerzierplatz förmlich herumgejagt. Im Laufschritt ging es unaufhörlich bald hier hin, bald dort hin, ich mußte an einem Vormittage wohl acht Schanzen im Sturm nehmen und dann mich vertheidigend sprungweise wieder zurückziehen, so daß meine armen Soldaten und ich kaum mehr von der Stelle konnten, während ich das kolossale Pferd des Obersten immer dicht in meiner Nähe sah.

„Brav, brav, lieber Kamerad," flüsterte mir der Hauptmann einige Male von seinem Pferde herab zu, „ich kann Ihnen nicht helfen, aber der Alte muß heute Abbitte leisten! Halten Sie sich tapfer und schwitzen Sie nicht, ich bitte Sie um Alles in der Welt!"

Ich that wie mir befohlen und der Hauptmann behielt Recht.

Am Schluß der Uebung wurde ich mit ihm zum Obersten gerufen, und dieser sagte in freundlichem Tone, sich den Schweiß von der Strne wischend:

„Sie sind ein Sonntagskind der beneidenswerthesten Art, lieber Kamerad, ich habe Ihnen und Ihrem Hauptmann Unrecht gethan, was ich hiermit feierlich revocire. Ich richte meinen Zorn nunmehr gegen die Ungerechtigkeit der Natur, die so ungleich ihre Gaben vertheilt."

Dabei klopfte er mit der Hand auf seinen Schmerbauch und ritt heiter grüßend davon.

So lange die Garnisonübungen dauerten, hatte ich unter der Liebenswürdigkeit meines Hauptmanns weniger zu leiden, denn der Verkehr mit den übrigen Kameraden und andere gesellschaftliche Pflichten hinderten ein zu häufiges Zusammensein mit ihm.

Ich will nur erwähnen, daß wir wirklich einen Nachmittag darauf anwendeten, uns die Mühle und den Grund in Ruppersdorf anzusehen, wobei ich jedoch meine Zweifel an der Identität des Ortes mit dem in jenem Gedichte besungenen nicht verschwieg, da dieses aus der Jugendzeit des Dichters stammt, während Eichendorff erst die letzten Jahre seines Lebens Neisse zu seinem Wohnorte gewählt hatte.

Damit kam ich jedoch schlecht bei meinem Hauptmann an. Ob ich denn auch schon von der allgemeinen Zweifelsucht der Jugend angesteckt sei, ob es denn gar nichts Heiliges mehr für uns gäbe, und dergleichen mehr, gab er mir heftig zu verstehen. Es gelang mir jedoch bald, ihn wieder zu besänftigen, und wir schwelgten von Neuem in weltfernster Romantik.

Nun muß ich eines Umstandes erwähnen, der mir schon damals merkwürdig genug erschien, als daß ich nicht im Stillen meine Erörterungen darüber angestellt hätte. So voll nämlich mein Herz auch war von der Liebe zu meiner Braut, es war mir nicht möglich, dem Hauptmann eine Andeutung davon zu machen. So oft mir ein Wort über die Lippen springen wollte,

wurde ich von einer unerklärlichen Angst befallen, die mir die Kehle zuschnürte, und ich glaubte zu bemerken, daß der Hauptmann gezwungenermaßen ebenso zurückhaltend war wie ich, wenn es sich um seine Herzensangelegenheiten handelte.

Wir hatten mittlerweile die Stadt verlassen und manövrirten zwischen Neisse und Oppeln.

Der Hauptmann hatte ein für allemal dem quartiermachenden Lieutenant, der unserer Compagnie angehörte, aufgetragen, wo es irgend möglich sei, mich mit ihm zusammen einzuquartieren, und nun wurde mir dieses aufgezwungene Freundschaftsverhältniß bald unerträglich.

Wenn ich auch nur versuchte, am Abend nach dem Dienst eine Stunde allein zu sein, um mich meinen Liebesgedanken zu überlassen oder ein Briefchen an meine Braut zu schreiben, sofort war der Hauptmann an meiner Seite und verwickelte mich in ein Gespräch, das er bis in die Nacht fortzusetzen pflegte, da er an Schlaflosigkeit litt.

Dabei hatte er eine so verbindliche Art, daß er mir nicht einmal Gelegenheit bot, grob zu sein, so sehr ich auch eine solche herbeizuführen wünschte.

Er sorgte für mich wahrhaft väterlich, ließ mich auch in den schlechtesten Quartieren an nichts Mangel leiden, schälte mir sogar die Kartoffeln, als wir sie einmal frisch vom Felde haben konnten, und gab mir

von allem, was er an Leckerbissen bei sich führte, während ich unpraktischer Mensch mich mit den nothwendigsten Dingen zu versehen vergessen hatte.

Alle diese mir zugewandte Sorglichkeit jedoch verstärkte nur meinen inneren Groll, sodaß eine Katastrophe in unserem Verhältniß nicht ausbleiben konnte.

Auf prachtvolle Herbsttage voll Sonnenschein und milder Luft war anhaltender Regen und trübes Wetter gefolgt.

Wir hatten einen langen Marsch vor und waren zeitig aufgebrochen. Es galt vor Allem ein entferntes Städtchen zu erreichen und es wurde daher bei den fast grundlos gewordenen Wegen wenig manövrirt.

Der Hauptmann mußte im Gefolge des Obersten reiten, und ich hatte endlich Zeit, einmal ganz für mich allein zu sein.

Die Soldaten hatten aufgehört zu singen, kaum fiel hin und wieder ein Wort, jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, der ununterbrochen herabrieselnde Regen war dieser stillen Stimmung außerordentlich günstig.

In meinem Herzen blühte das Glück wieder voll auf und ich dichtete ein kleines Marschlied, das ich meiner Braut zu schicken mir vornahm.

Das Glück schien mir noch weiter hold zu sein, denn als wir im Städtchen anlangten, erhielt ich mein eigenes Zimmer, freilich neben dem des Hauptmanns,

aber ich konnte mich ja einschließen und dann — er ließ mich wirklich einige Stunden allein, und ich hatte nicht nur Zeit mich auszuruhen, sondern auch mein Gedichtchen abzuschreiben und mich nach langer Zwischenpause wieder einmal in einem ausführlichen Briefe an meine Braut zu ergehen.

Als ich noch damit beschäftigt war, wurde an meine Stubenthür gepocht, und der Hauptmann begehrte Einlaß.

Was sollte ich thun? Vielleicht hatte er mir dienstlich etwas zu sagen. Mich schlafend zu stellen ging nicht an, da mich sein lautes Pochen hätte wecken müssen.

Ich schob also ärgerlich meinen Brief in die Schreibmappe und öffnete die Thür.

„Nun? Haben Sie ausgeruht?“ begann er.

Ich antwortete nicht, und er setzte sich an den Tisch.

Er hob einen Zettel auf, der vor ihm auf dem Boden lag und den ich sofort als mein Gedicht, das mir in der Eile hinuntergeglitten sein mußte, erkannte.

Ich fühlte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Ich wollte ihm das Blatt entreißen, er aber sah mich ganz ruhig und freundlich an und sagte:

„Lassen Sie mich doch, es ist mir ja längst kein Geheimniß mehr, daß Sie auch Gedichte machen.“

Dann las er laut und mit warmer Betonung:

„Im Regen sind wir ausgerückt
Des Morgens um halb vier,
Ob auch der Himmel trübe blickt,
Mit Lust marschiren wir.

Und geht es über Stock und Stein
Und über grundlos Feld,
Wir wissen doch: der Muth allein
Erobert uns die Welt.

Und wackern Muthes bester Schild,
Bewährt in Leid und Lust,
Das ist des Liebchens süßes Bild
In treuer Männerbrust."

Er hielt das Blatt noch einen Augenblick ohne aufzuschauen in der Hand, dann sagte er:

„Ganz hübsch; — das Liebchen ist doch wohl nur ein Phantasiegebild oder wenigstens eines ohne sogenannte reelle Absichten?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fuhr ich auf.

„Oder sind Sie etwa —?" Er führte den Satz nicht bis zu Ende, sondern, sich langsam erhebend, sah er mir erstaunt, wie sprachlos in's Gesicht.

Ich konnte mich nicht mehr beherrschen und schrie ihn zornig an:

„Jawohl, ich bin verlobt! Hier, sehen Sie, schreibe ich gerade an meine Braut, und falls Sie mir nichs Dienstliches aufzutragen haben, so muß ich Sie bitten, mir für meine privatesten Angelegenheiten wenigstens die allernöthigste Zeit zu lassen."

Ich hatte die Briefmappe wieder aufgeschlagen, mich an den Tisch gesetzt und, dem Hauptmann den Rücken zukehrend, versuchte ich an meinem Briefe weiterzuschreiben.

„Nun wird er doch den Anstand besitzen, mich zu verlassen," dachte ich und verhielt mich eine Zeit lang still, um abzuwarten, was er thun würde.

Er schien sich nicht zu rühren.

Endlich hörte ich ihn in gleichmäßigen Schritten im Zimmer hin und her gehen.

Da ich vor Erregung nicht weiter schreiben konnte, so sah ich mich nach ihm um.

Sofort blieb er stehen und sagte mit weicher Stimme:

„Kamerad, was ich im Stillen immer befürchtete, ist also Thatsache! Aber nach Allem, wie ich Sie kennen gelernt habe, sind Sie vielleicht doch noch zu retten. Beantworten Sie mir nur eine Frage."

Ich erhob mich rasch von meinem Stuhle und erwiderte in höchster Wuth:

„Nein, Herr Hauptmann, ich gestatte Ihnen in dieser Angelegenheit keine Frage. Ich bitte Sie noch einmal, falls Sie mir nichts Dienstliches aufzutragen haben, mich nicht weiter zu stören."

„Gut, so werde ich dienstlich mit Ihnen reden."

„Was befehlen Sie mir?"

„Setzen Sie sich nieder und schreiben Sie!"

„Was?"

„Das werden Sie hören."

Ich suchte nach einem unbeschriebenen Bogen, da ich irgend welchen Auftrag für den morgigen Manövertag erwartete.

„Nein," sagte er, „schreiben Sie da weiter, wo Sie aufgehört haben!"

„Ich sagte Ihnen, daß ich an meine Braut schrieb!"

„Das höre ich, und ich sage Ihnen, Sie sollen da weiter schreiben, wo Sie aufgehört haben, und zwar, was ich Ihnen dictiren werde."

„Was soll dieser alberne Scherz?"

„Sie haben gehört: ich befehle Ihnen!"

„Das dürfen Sie mir nicht befehlen!"

„Wollen Sie mir Vorschriften machen?"

„Ich erkläre Ihnen, daß ich diesem Befehle nicht nachkomme, daß ich ihn für lächerlich halte; nun thun Sie, was Ihnen beliebt."

Er verließ das Zimmer, und ich glaubte, er würde mich nun in Ruhe lassen.

Bald jedoch erschien er wieder, den Helm auf dem Kopf, den Degen an der Seite, stellte sich vor mich hin und sagte mit völliger Ruhe:

„Sie sehen, ich scherze nicht. Ich befehle Ihnen nochmals als Ihr Vorgesetzter, zu schreiben, was ich Ihnen dictiren werde."

Wiederum stieg in mir der Verdacht auf, ich hätte es mit einem Geisteskranken zu thun. Die äußere Ruhe

und der gerade, fast freundliche Blick des Hauptmanns sprachen aber gegen meine Vermuthung.

Sie werden mir zugestehen, meine Herren, — unterbrach sich hier der Erzähler, — daß ich mich in einer äußerst fatalen Lage befand. Ich hatte nur noch kurze Zeit zu dienen, sollte ich mir aus einem so nichtigen Grunde ein Duell, das mir unvermeidlich schien, und das meine Braut in's größte Unglück stürzen konnte, zuziehen?

Dann aber konnte ich auch eine gewisse Neugierde nicht unterdrücken, was mir wohl dieser seltsame Mensch, der sich immer so theilnahmsvoll gegen mich gezeigt, dictiren würde?

Und endlich! Ich brauchte ja den Brief nicht abzuschicken!

Ich machte also gute Miene zum bösen Spiel und sagte, in den heitersten Ton übergehend:

„Nun denn, in Gottes Namen, dictiren Sie los!"

„Ja, in Gottes Namen," sagte er feierlich, „nun schreiben Sie."

Er stellte sich dicht hinter meinen Stuhl und dictirte:

„Liebes Herz! Da kommt mir soeben ein Gedanke den ich — nicht zu unterdrücken, den Muth habe —"

„Wie? Sie meinen wohl: den ich zu unterdrücken nicht den Muth habe?" fragte ich ironisch.

„Schreiben Sie nur, was ich Ihnen sage: den ich nicht zu unterdrücken den Muth habe.“

„Meinetwegen, wie Sie wollen.“

„Haben Sie?“

„Ja.“

„So schreiben Sie weiter: Meine Gefühle nämlich sind so hoch gespannt, — das Bild, das ich von Dir im Herzen trage, so rein und edel — haben Sie: rein und edel?“

„Ich habe, ich habe!“

„So rein und edel, daß mich mitunter eine tiefe Furcht anwandelt —“

„Machen Sie mir nicht Angst!“

„Scherzen Sie nicht mit so ernsten Dingen. — Furcht anwandelt — haben Sie?“

„Zu Befehl!“

„— ob das Ideal nicht zertrümmert vor meine Füße fällt, wenn ich Dich dereinst täglich um mich habe.“

„Nein, das ist doch zu toll!“

„Ich bitte Sie dringend, schreiben Sie!“

„Ich schreibe, ich schreibe; sind Sie fertig?“

„Noch nicht ganz, noch einen einzigen kurzen Satz, mein werther Kamerad.“

Er schwieg einige Augenblicke.

„Nun?“ fragte ich.

„Gleich. — Also: Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.“

„Ach, das ist ja ein Plagiat, und noch dazu ein triviales!“

„Es wäre nicht trivial, wenn es nicht wahr wäre, also schreiben Sie nur.“

„Gut. Es ist geschrieben. Sind Sie befriedigt?“

„Ja, doch nun geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie den Brief abschicken,“ sagte er im vollsten Ernst.

„Sie glauben wirklich —?“

„Denken Sie doch nicht, daß ich scherze,“ sagte er verdrießlich.

„Sie erlauben mir aber doch wenigstens, daß ich nunmehr mit meinen eigenen Worten fortfahre?“

„Natürlich!“

„So will ich das sofort thun.“

Und da ich bemerkte, daß er mir indiscreter Weise über die Achseln sah, so klammerte ich, auf's Aeußerste entrüstet, die von ihm dictirte Stelle ein, und fuhr mit großen Lettern, sodaß er sie lesen mußte, fort: „Liebes Mädchen, vorstehend eingeklammerte Stelle hat mir mein Narr von Hauptmann — ich glaube sogar, ich brauchte einen noch stärkeren Ausdruck — in einem Anfall lächerlicher Laune zu schreiben befohlen, wahrscheinlich in der Meinung, daß er einen guten Witz mache. Du siehst, in wie fader Gesellschaft ich mich befinde und wie sehr ich das Ende des Manövers heransehne.“

Ich drehte mich schnell um und sagte:

„Sie lesen doch nicht etwa fremde Briefe?“ Kaum aber hatte ich ihm in's Gesicht gesehen, so reute mich fast, was ich geschrieben und gesagt.

Er stand da mit dem Ausdruck völliger Hoffnungslosigkeit. Sein Gesicht war ganz fahl geworden, und um seine bebenden Lippen schwebte ein wehmüthiges Lächeln.

„Warum haben Sie mir das gethan?“ begann er, ohne jede Empfindlichkeit, „ich handle an Ihnen wie ein Freund, und Sie weisen die Hand der Rettung schnöde zurück. Ich muß fast verzweifeln, ob Sie noch zu retten sind, — jedoch glaube ich meine Schuldigkeit noch nicht ganz gethan zu haben. Leben Sie für heute wohl und entschuldigen Sie die Störung.“

Er zog sich ruhig zurück und ließ mich verwundert stehen. Seltsamer Mensch! Ich konnte ihm trotz alledem nicht zürnen. Was mußte er erlebt haben!

Meine Stimmung, den Brief zu beenden und abzuschicken, war vorbei. Ich machte mir noch dies und jenes zu schaffen und ging zeitig zu Bett.

Den nächsten Tag konnte ich in dem Benehmen des Hauptmanns gegen mich nicht den geringsten Unterschied gegen die frühere Zeit bemerken. Er war freundlich und zuvorkommend wie immer, berührte aber mit keiner Silbe das Vorkommniß des vergangenen Tages. Das Wetter war erbärmlich, der Regen wollte nicht aufhören, und dabei wehte ein kalter Wind über die

öden Stoppelfelder, der sich in den Luftlöchern der Helme verfing und uns traurige Liedchen pfiff.

Der Mißmuth hatte sich meiner ganz bemächtigt, besonders im Hinblick auf die Nacht, die unser Bataillon auf freiem Felde bivouakirend zubringen sollte.

Ich weiß nicht mehr, wie der Tag verlief, nur besinne ich mich, daß es den Soldaten nur mit Mühe gelang, bei dem furchtbaren Regen und Sturm die Wachtfeuer lebendig zu erhalten und die Zelte für die Offiziere aufzuschlagen.

Ich lag mit dem Hauptmann allein im Zelt.

Er hatte wieder an alles Nothwendige gedacht und mich mit warmen Decken auf's Beste versorgt.

Aber an Schlaf war nicht zu denken.

Der Sturm rüttelte an der Zeltleinwand, als wollte er unser leichtes Dach jeden Augenblick entführen und uns wie die Soldaten draußen der Nässe und Kälte preisgeben.

Auch der Hauptmann schlief nicht.

Nachdem wir lange Zeit schweigend gelegen, begann der Hauptmann.

„Rentz, schlafen Sie?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Werden Sie schlafen?"

„Ich glaube kaum."

„So ist es Ihnen vielleicht nicht unangenehm, wenn ich Ihnen etwas erzähle?"

„Es wird mir sehr angenehm sein.“

„Ich bin Ihnen gewissermaßen eine Erklärung schuldig für mein Benehmen gestern, das Sie, wie ich gesehen, mindestens für närrisch gehalten haben.“

„O, die Sache ist ja vergessen.“

„Nein, sie soll nicht vergessen sein. Sie werden mich verstehen, wenn Sie mir zugehört haben.“

Draußen wieherte in der Entfernung ein Pferd. Wir horchten auf, — bald aber war wieder nichts zu vernehmen, als das gleichmäßige Prasseln des Regens und das stoßweise Heulen des Windes.

Trotz der Dunkelheit konnte ich bemerken, daß der Hauptmann sich halb aufgerichtet hatte und sich auf einen Arm stützte, als er jetzt zu sprechen fortfuhr:

„Es ist mir, wenn ich Sie sehe und höre, wenn ich Sie in ihrem Wesen betrachte, in Ihrem hochfliegenden Idealismus, als sähe ich mich selbst vor so und so viel Jahren, glücklich und ganz aufgehend in dem Gefühle der Liebe zu einem Mädchen, von dessen Vereinigung mit mir ich das dauernde, ununterbrochene Lebensglück erwartete. — Ich habe gestern eine Frage an Sie richten wollen, die Sie mir aber in barscher Weise verweigerten; ich will jedoch jetzt mein Glück noch einmal versuchen, vielleicht werden Sie heute milder gestimmt sein. Halten Sie es für nichts Anderes als aufrichtige Theilnahme, wenn ich Sie frage: ist Ihre Braut reich oder lebt sie in engen Verhältnissen?“

„Sie hat kein Vermögen."

„Und wird durch Sie jedenfalls in eine höhere Lebenssphäre erhoben?"

„Je nun — sie ist die Tochter eines kleinen Beamten."

„Dacht' ich's doch! Ganz mein Fall! Das Verhältniß wird mir mir immer klarer. — Sehen Sie, ich war in Ihrem Alter, als mich das Fieber der Liebe, das ich sonst nur aus Gedichten und Romanen kannte, zum ersten Male leibhaftig anpackte und gerade, weil es so spät geschah, vollkommen bewältigte. — Bis dahin ein Träumer, der nicht recht wußte, was er mit sich anfangen sollte, der unter den Kameraden als ein Sonderling verschrieen war, ging mir jetzt zum ersten Male die volle Schönheit des Lebens auf, glaubte ich jetzt endlich den Zweck des Daseins gefunden zu haben. Mir wurde die Liebe nicht leicht gemacht, ich hatte ein tiefes Vorurtheil meiner Verwandten zu besiegen, welche die Heirath mit einem armen bürgerlichen Mädchen für eine Mesalliance hielten, während die Eltern des Mädchens, ehrsame Försterleute in der Nähe einer kleinen Stadt, mich nur für einen losen Vogel nahmen, der an der frischen Walderdbeere naschen wollte, um sich dann über alle Berge in die Luft zu erheben und nicht wiederzukehren. — Hätte ich's nur gethan, wär' ich nur so leichtsinnig gewesen!"

Er seufzte tief.

„Aber," fuhr er fort, „ich war eben ein verliebter Narr, — eigentlich ein Pleonasmus! Für mich gab es nichts Höheres, als Abends, nach dem Dienst, die Uniform abzuwerfen und nun zum Städchen hinaus nach dem einsamen Försterhause zu wandern, wo ich oft vergeblich auf einen Blick der Angebeteten harrte, weil sie nicht ahnen konnte, daß ich da sei, — und doch, wie selig war ich in dem Gedanken, ihr so nahe zu sein. Und als wir endlich ein Mittel gefunden hatten, uns heimlich zu sehen, zu sprechen, mitunter nur auf kurze Minuten, — o, welche unbeschreibliche Wonne! Jedes Wort, das sie sprach, war mir ein Orakel, ich konnte es nicht begreifen, wie mich das Schicksal zu dem Glücke auserlesen haben konnte, soviel Schönheit, Glück, Liebe und Verstand mein nennen zu dürfen. — Und gar erst, wenn ich an die Zukunft dachte, wenn nichts uns mehr trennte, nichts uns mehr hinderte, stets zusammen zu sein — dies Glück schien ich nicht fassen zu können. — Was soll ich Ihnen erzählen, welche Albernheiten ich in diesem Zustande beging, Sie werden dergleichen auch gethan haben. Nur ein Beispiel! — Einmal komme ich im Sommer, — die Nacht war schon angebrochen, aber es herrschte jene himmlische Dämmerung, jener unwiderstehliche Zauber der Natur, der unserer Seele Flügel verleiht, auch wenn wir nicht lieben — und ich steige, wie gewöhnlich, über die Mauer, die das Gehöft umgab, um mich nach der Stelle zu

begeben, wo wir uns zu treffen pflegten, finde aber mein Liebchen nicht. Sollte ich zu zeitig gekommen sein, denke ich, oder hält sie der Alte zurück? Genug, die Ungeduld läßt mich nicht warten, ich komme aus meinem Versteck hervor — es war nota bene hinter dem Kuhstall, wo zwei hohe Pappeln uns den Augen der Welt verbargen, — schleiche mich um das Gebäude herum und erblicke ihr helles Kleidchen im Innern des Kuhstalls. Sie hatte der Magd noch etwas auftragen wollen. Ich eile hinein, und plötzlich erscheint sie mir wie eine Gottheit, der Stall wie ein Tempel, und ich sinke vor ihr auf die Knie — Alles im Kuhstall — und achte nicht auf den Schmutz und was sonst sich dort befindet, und hätte sie unfehlbar angebetet, wenn ich nicht durch einen kräftigen Fluch der Magd, die ich nicht gesehen, einigermaßen zur Vernunft zurückgebracht worden wäre. Wie oft habe ich mich später dieser Situation geschämt, und ich thue es auch jetzt noch. — Und doch wieder, wenn ich zurückdenke, — wie viele Stunden habe ich damals gelebt, so reinen Glücks, wie nie wieder später. Wenn wir uns in den Wald geflüchtet hatten und wir wie die Kinder Hand in Hand zwischen den hohen Stämmen hinschritten, wenig sprechend, aber uns unablässig anschauend, wie war es uns, als schwebten wir über all' dem irdischen Getriebe wie in rosigen Wolken. — Freilich, freilich, das war wohl schön! Natürlich machte ich Gedichte die Menge!"

Er schwieg einige Augenblicke, denn ein heftiger Windstoß übertönte auch das lautest gesprochene Wort.

Dann hörte ich ihn mit den Zähnen knirschen und er fuhr fort:

„Es ist die niederträchtigste Pfiffigkeit der Natur, diese Liebe, welche man sich nur denken kann! Nichts als eine elende Lockspeise, damit das Geschlecht nicht aussterbe. Aber warum bei mir, der ich doch keine Kinder habe!"

Er lachte laut auf.

„Doch hören Sie weiter. Endlich hatten wir alle Hindernisse überwunden, und ich war glücklicher Gatte. Aber wie lange? Ich kann Ihnen sagen, das zählte nicht nach Wochen, das zählte nach Tagen, bis wir einsahen, daß wir getäuscht waren. — Und diese Angst zuerst, es dem Andern zu verbergen, daß er ja nichts merke, weil man menschlich genug empfand, dem Andern eine gleiche Enttäuschung ersparen zu wollen. Welche unglaubliche Verwandlung! Was ich früher für den Ausbund von Verstand gehalten, erschien mir auf einmal so kindisch, was ich nicht genug beobachten und anstaunen konnte, war mir so langweilig, und dazu kam der Aerger, daß man diesem Gefühl von langer Weile nicht einmal Ausdruck geben durfte, daß man Freude heucheln mußte, wo man innerlich mit den Zähnen knirschte! — Es mag ja

glückliche Ehen geben, meinetwegen, ich will es glauben, aber — Menschen, wie ich und Sie, die müssen nicht heirathen, wenn sie nicht unaussprechlich unglücklich werden wollen. Wir fliegen zu hoch, als daß wir nicht desto tiefer fallen müßten. Ich werde den Augenblick nie vergessen, wie ich meine Enttäuschung das erste Mal bemerkte. Meine junge Frau saß am Fenster und schaute hinaus, es war ein trüber häßlicher Tag. Sie summte ein Lied zwischen den Zähnen, melancholisch, das sie mir früher so oft hatte singen müssen und das ich immer so schön gefunden. Was ist das? denke ich — da ist ja gar kein Sinn drin, und dazu die vielen falschen Töne! Habe ich das je für schön halten können? ‚Elisabeth,‘ sage ich, ‚Du singst ja heute so falsch,‘ — aber ganz sanft sagte ich das. Und sie, ohne sich nach mir umzusehen, blickt gelangweilt zum Fenster hinaus und sagt: ‚Hörst Du das jetzt erst?‘ Mir stand das Herz still. Ich ging auf mein Zimmer und brach fast zusammen. Dummheit! denke ich, das wird vorübergehen! Mache es wie sonst, wenn Dir was in die Quere kam, mache ein Gedicht draus! Und ich setze mich hin und schreibe, ohne mich auch nur lange zu besinnen:

„Der Schmetterling wähnt, ewig bliebe
Des Sommers goldner Sonnenschein, —
Wir wähnten, ewig müsse sein
Unsre unsäglich süße Liebe! —

Wie bald wird's Herbst; gleichgiltig trübe
Schaut nun der Himmel über's Land, —
Dein Auge, träumend abgewandt,
Spricht's nicht von schon erkalteter Liebe?"

Aber es half mir nichts, half mir gar nichts, ich las die Zeilen, drei-, viermal hintereinander und ich empfand nur, daß sie für mich Wahrheit waren, entsetzliche Wahrheit, der ich nicht mehr entrinnen konnte — Nun kamen der Enttäuschungen immer mehr. Wie ein Luchs hinter der Beute war man hinter jeder derartigen Regung her, es wird eine förmliche Jagd nach schmerzlichen Gefühlen, — o, es hat auch seinen Reiz, aber einen fürchterlichen! — Ihre Neigungen für das beschränkte Häusliche, das mich früher so entzückt hatte, das mir so gretchenhaft erschien, kam mir jetzt so bäuerisch vor; mich selbst aber nannte sie mit meinen Manieren stolz und kalt. Sie fühlte sich in meinen Kreisen nicht heimisch — so wird es Ihnen auch ergehen — und andererseits fehlten mir wieder die Mittel, ihr Unterhaltungen zu verschaffen oder Abwechselungen im Leben zu bereiten, die sie über die Oede ihres Daseins hinweggetäuscht hätten. — O, es ist zum Verzweifeln! — Da sagen die Leute: ja, wenn ihr ein Kind hättet, wär's anders! Ich glaub's nicht, ich kann's nicht glauben! Wäre es mir ähnlich, so würde ich unglücklich sein, daß es meine Eigenschaften und meinen Charakter bekäme, und sähe es ihr ähnlich, würde meine Abneigung gegen

sie noch verdoppelt! — Und noch etwas kommt hinzu, unser Unglück zu erhöhen: wir sind zu anständige Naturen, als daß wir Trost bei anderen Weibern finden könnten. Ja, wie von einem Dämon werden wir immer zu unserer Frau zurückgezogen. Sind wir fern von ihr, auch nur wenige Meilen, wie ich jetzt z. B., so quält uns fortwährend der Gedanke: was mag sie vorhaben? sie wird ebenso unglücklich sein, wie Du; es steigt ein Mitleid in unserer Seele auf, wir möchten zu ihr und ihr auch nur ein freundliches Wort sagen, nicht aus Liebe, sondern aus Mitleid, aus Mitleid mit uns selbst, weil wir uns so elend befinden. Wir wechseln daher viele Briefe, die Leute können denken, das muß ein glückliches Paar sein, die so viel correspondiren, und doch geschieht es nur aus jenem wunderlichen Mitleid, und schließlich aus Gewohnheit. Sind wir aber endlich wieder beisammen, so kommt kein freundliches Wort über unsere Lippen, ein wüster, körperlicher Schmerz brennt im Innern, und wir erleichtern uns nur durch heftige, durch häßliche Worte, deren wir uns schämen sollten."

Er hatte sich in tiefe Erregung hineingesprochen.

Jetzt machte er eine Pause. Draußen hörte man die Wachtposten sich ablösen.

Nach einer Weile sprach er ruhig weiter:

„Mitunter weicht dieser beständige Alpdruck von meinem Herzen, es ist mir, als zöge der Sonnenschein

der Jugend wieder in mich ein — und eigentlich bin ich ja auch noch nicht alt — wenn ich mit jungen Menschen zusammenkomme, wie Sie, die ich noch in Idealen schwelgen sehe. Dann kann ich mich auch wieder für Poesie begeistern, und — die Poeten haben ja meist nicht Unrecht. Wer besingt denn die Ehe? Keiner. Sie singen vom Glück oder Unglück der Liebe! Diese aber ist undenkbar bei der Ehe! — Eine unglückliche Liebe! Hätte ich nur eine, ich wäre selig! — Warum sind die Lieder Goethes an die Stein von so entflammender Gluth, warum sind selbst seine kleinen Briefchen, die er an sie gerichtet, so voll echter, lyrischer Töne? Weil er sie nicht geheirathet hat!"

Ich wollte ihm endlich in's Wort fallen und etwas erwidern, er ließ mir aber keine Zeit dazu, sondern fuhr nur noch heftiger fort:

„Und Sie, Sie Idealist, dem ich geglichen habe wie ein Ei dem andern, Sie wollen sich in's Elend begeben, obwohl Sie an mir sehen, welch' geistigen Krüppel die Ehe aus mir gemacht hat?"

„Es ist ja möglich, daß Sie es unglücklich getroffen haben, aber muß es darum Anderen ebenso ergehen? Es wird Ihnen nicht gelingen, mir Angst einzujagen."

„Und das sagen Sie mir trotz meiner langen Auseinandersetzung?" schrie er mich an.

„Ich spanne den Bogen eben nicht so straff wie Sie; ich werde auch einen Kuhstall nie für einen Tempel

ansehen trotz meines Idealismus und — ich hoffe es noch zu erleben, daß Sie uns in unserem Glück besuchen und sich von ihm überzeugen werden."

„Nun denn, in Gottes Namen, so rennen Sie in Ihr Verderben, Sie sind nicht zu retten!" sagte er bitter, legte sich nieder und zog die Decke über den Kopf.

Er that mir leid. Bald aber wurden meine Gedanken von den trüben Bildern, die er vor mir entrollt hatte, zu helleren zurückgeführt, und ich war eben im Begriff einzuschlafen, als er mich von Neuem anrief:

„Rentz, schlafen Sie schon?"

Ich fuhr empor. Will er denn gar nicht aufhören an meinem Glücke zu arbeiten, dachte ich, und sagte verdrießlich:

„Ich schliefe schon, wenn Sie mich nicht geweckt hätten."

Ohne das zu bedauern, fragte er einfach:

„Können Sie mir 10 Thaler borgen?"

Ich glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Wie?" fragte ich.

„Ob Sie mir 10 Thaler borgen können?"

Soviel betrug etwa noch meine ganze Baarschaft. Ich sagte jedoch: „Ja!"

„Wenn Sie so reich sind," gab er zur Antwort, „daß Sie anderen Leuten Geld borgen können, so können Sie auch morgen zu Ihrer Braut fahren. Ich

gebe Ihnen Urlaub. Ihr Geld brauche ich natürlich nicht."

Ich sprang vor Entzücken in die Höhe.

„Wie, Herr Hauptmann? Was sagten Sie da?"

„Nun ja, morgen rücken wir in Cantonnements bei Oppeln, Abends ist Ball der Offiziere im Städtchen, den Sie wohl ebensowenig wie ich mitmachen werden, und übermorgen ist Sonntag. Da Sie nicht zu retten sind, so genießen Sie wenigstens jetzt noch Ihr Leben. Sie müssen aber mit dem letzten Zuge Sonntag wieder in Oppeln und auch bei mir im Quartier sein. Gute Nacht!"

Ich war selig. Im Grunde ist er doch ein prächtiger Mensch, sagte ich mir hundertmal im Stillen, und schlief dann trotz Sturm und Regen bis zum Morgen.

Am nächsten Tage hatten wir nur ein kurzes Manöver und rückten schon gegen 11 Uhr Vormittags in unsere neuen Quartiere.

Ich wurde mit dem Hauptmann zu dem katholischen Pfarrer eines Dorfes gelegt, etwa eine Meile von Oppeln, suchte den Ort meiner Bestimmung jedoch nicht erst auf, sondern ordnete mit Genehmigung des Hauptmannes im Kruge eines Dorfes meinen Anzug, miethete einen Wagen und fuhr so schnell als die Pferde nur laufen konnten, nach Oppeln, um den Mittagszug nach Breslau noch zu erreichen.

„Nur das Eine bitte ich mir aus," hatte mir der

Hauptmann noch beim Abschiede zugerufen, „daß Sie mir mittheilen, in welcher Situation Sie Ihre Braut angetroffen haben. Uebrigens können Sie sie auch von mir grüßen."

Das versprach ich natürlich zu thun.

Ich kann mir wohl ersparen, Ihnen die Freude meiner Braut zu beschreiben, als ich so unerwartet bei ihr erschien.

Getreu der Weisung des Hauptmannes hatte ich dem mir öffnenden Dienstboten Stillschweigen befohlen und mich auf den Zehen in das Innere der Wohnung geschlichen, um so zu erspähen, bei welcher Beschäftigung ich sie träfe.

Sie stand am Plättbrett und plättete und kehrte mir den Rücken zu, als ich eintrat.

Ohne sich umzusehen, reichte sie, in der Meinung, ihr Mädchen komme herein, das Bügeleisen mir rückwärts hin und sagte:

„Pauline, ich brauche ein frisches Eisen."

Ich nahm es ihr aus der Hand und sagte:

„Und recht glühend soll es sein, nicht wahr?"

Mit Blitzeseile kehrte sie sich um, blutroth im Gesicht, rief laut meinen Namen und sank in meine Arme.

Wir verlebten herrliche Stunden, die nur zu schnell vergingen, und gedachten auch fröhlichen Muthes meines Hauptmannes, dem wir sie zu verdanken hatten.

Pünktlich traf ich am Sonntag mit dem letzten Zuge in Oppeln ein, etwa um Mitternacht, und wollte mich sofort mit Hilfe einer Droschke nach meinem Quartier begeben.

Aber, o doppelter Schreck! Nirgends ein Wagen aufzutreiben, und — was noch viel schlimmer war — der fast unaussprechliche Name des polnischen Dorfes, in dem meine Compagnie lag, war mir völlig aus dem Gedächtniß geschwunden, und ich hatte, da mir die Gegend ganz unbekannt war, keine Ahnung, in welcher Richtung es lag.

Dazu eine stockfinstere Nacht, alle Kneipen geschlossen, das ganze Nest wie ausgestorben, und doch mußte ich — wollte ich dem Hauptmann und mir nicht große Unannehmlichkeiten bereiten, noch dieselbe Nacht im Quartier sein, da wir am nächsten Morgen in aller Frühe zum Manöver ausrückten.

In dieser verzweifelten Lage schlenderte ich durch die finsteren Gassen Oppelns in der Hoffnung, doch noch irgend ein lebendes Wesen ausfindig zu machen.

„O unglückseliger Hauptmann!“ rief ich mehrmals „muß auch Deine selbstloseste Liebenswürdigkeit sich so in mein Unglück verwandeln!“

Endlich traf ich den Nachtwächter. Doch eine menschliche Seele, der ich mein Leid klagen konnte.

Er mußte mir alle Orte in der Umgebung Oppelns nennen, die ihm bekannt waren, und ich horchte, wie die

Priester zu Delphi gelauscht haben mochten, wenn Pythia auf dem Dreifuße saß und orakelte.

Da, da kam endlich ein Klang, der vertraut an mein Ohr schlug: ein großer Haufen Consonanten mit einem einzigen dürftigen Vocale! Victoria! Das mußte es sein!

Ich hätte dem Nachtwächter um den Hals fallen können! Mit seiner Hilfe und dem Reste meines Vermögens gelang es mir auch noch, einen Einspänner aufzutreiben, der mich dem Orte meiner Sehnsucht zuführte.

Wie freute ich mich, als ich so in's Dunkel der Nacht hineinfuhr, auf eine Stunde der Ruhe im Pfarrhause, wo gewiß gute Betten waren.

Noch aber hatte ich mich wieder zu früh gefreut. Das Dorf war, wie viele in Schlesien, eine halbe Meile lang, und mein Kutscher, ein verschlafener Bursche, wußte bei der völligen Finsterniß weder das Pfarrhaus noch auch die Kirche zu entdecken, durch die ich mich hätte orientiren können.

Ich ließ halten und stieg ab, um Jemand zu wecken, der mir Auskunft geben konnte.

Kaum aber hatte ich den Wagen verlassen, so machte mein Kutscher kehrt und fuhr, so eilig er konnte, davon, mir hohnlachend auf polnisch noch eine „gute Nacht" nachrufend.

So stand ich denn wieder einsam auf finsterer Straße.

Vergeblich pochte ich an ein paar Häuser, Niemand öffnete mir. Natürlich! Es war Sonntag gewesen, da hatten sie vom Branntwein Alle doppelt festen Schlaf.

So ging ich denn auf gut Glück etwa eine halbe Stunde lang die Dorfstraße hin, — da ruft mich plötzlich ein Posten an: ich stand vor dem Pfarrhause.

Ich betrat den Hofraum und wurde von drei bis vier bissigen Hunden mit lautem Gebell empfangen. Um nur vorwärts zu gelangen, mußte ich mich zur Wehre setzen und den Degen ziehen.

Um so lauter tobten die Hunde.

Da sah ich im Hause ein Licht auftauchen, die Thür wird geöffnet, und eine Stimme fragte:

„Rentz, sind Sie's?"

„Ja, Herr Hauptmann!" Nie war mir seine Stimme schöner erschienen.

„Wo in aller Welt stecken Sie denn, Schmerzenskind, ich ängstige mich halbtodt um Sie. Kommen Sie nur, die Bestien thun Ihnen nichts."

So war ich endlich geborgen.

Ein warmes Zimmer mit reinen, weißen Betten empfing mich, ein wahres Labsal für mein müdes Herz nach all den Strapazen der letzten Stunde.

„Nun, wie war's?" sagte der Hauptmann, sich niederlegend, „wie haben Sie Ihre Braut getroffen? Erzählen Sie, ich habe dann noch eine Ueberraschung für Sie!"

„O weh, dachte ich, was wird das sein?“

So müde ich war, mußte ich Alles kurz berichten.

„Mit dem Plätteisen in der Hand?“ rief der Hauptmann, „und Sie, unglückseliger Mensch, sind noch nicht curirt? Poesie und Plätteisen! hahaha! Ihr Verliebten!“

„Aber ich bin todtmüde und möchte jetzt schlafen,“ wagte ich zu sagen.

„Noch nicht!“ erwiderte der Hauptmann, „ich bin so munter, daß ich kein Auge mehr zuthun kann, und muß Ihnen noch eine Freude bereiten.“

Ueber seinem Bett hing eine große Uhr. Er drückte auf eine kleine Feder an der Seite dieser Uhr, und sie spielte das Lied:

„Rosenzeit, wie schnell vorbei rc.“

Als das Lied zu Ende war, fragte er strahlenden Antlitzes:

„Ist das nicht allerliebst?“

Ich mußte ihm beistimmen, denn der Ton war ungemein klar und rein, und das Lied machte eine treffliche Wirkung.

„Sagt' ich's nicht? Sie finden es allerliebst,“ rief er aus, „nun, Sie sollen noch mehr haben!“

Alle meine Einwendungen waren umsonst. Ich hatte die Uhr einmal allerliebst gefunden und mußte mir nun alle sechs Stücke, die sie spielte, nicht ein, sondern mehrere Male hintereinander mit anhören, denn mein liebenswürdiger Hauptmann that mir ja einen Gefallen

damit, er wollte mir das Leben versüßen, so lange ich noch nicht verheirathet wäre.

Als der erste fahle Morgenstrahl in's Zimmer drang, ließ er das letzte Lied spielen, denn es war Zeit aufzustehen, und wie zerschlagen an allen Gliedern rückte ich an der Spitze des Zuges in die Morgennebel hinaus."

— — Der Regierungsrath schwieg und leerte das Glas.

Da er nicht Miene machte, weiter zu erzählen, so fragte der Premierlieutenant:

„Nun? Und das Ende?"

„Das Ende des Hauptmannes, meinen Sie? denn meine Geschichte ist eigentlich aus, sie sollte nur zeigen, wie lästig ein sogenannter liebenswürdiger Vorgesetzter werden kann. — Indessen ist auch das Ende des Mannes merkwürdig genug und in gewissem Sinne tragisch, um Sie vielleicht zu interessiren."

Ein tiefer Ernst lagerte sich auf dem Gesichte des Regierungsrathes, als er jetzt fortfuhr:

„Ich habe ihn nie wiedergesehen; der nachfolgende Bericht stammt jedoch aus glaubwürdigster Quelle.

Etwa ein Jahr nach den Ereignissen, die ich erzählt habe, erkrankte die Frau des Hauptmanns schwer und starb nach langen Leidenswochen.

Sie hatte tagelang sprachlos dagelegen, kurz vor ihrem Tode jedoch, als sie ihren Gemahl am Krankenbette bemerkte, richtete sie sich plötzlich mit Anwendung

ihrer letzten Kräfte auf und bat ihren Mann in den rührendsten Worten um Verzeihung für all' das Elend und Unglück, das sie ihm bereitet hätte, indem sie alle Schuld auf ihr eigenes Haupt nahm.

Sie sprach hastig und wie voll Furcht, daß sie nur auch Zeit behielte, Alles, was sie auf dem Herzen hätte, auszuschütten.

Dann richtete sie einen letzten flehenden Blick auf ihren Mann, legte sich nieder und war todt.

Er war völlig gebrochen.

Hatte er bis dahin schon immer zurückgezogen gelebt, so nahm er jetzt auch seinen Abschied vom Militär und ließ sich fast gar nicht mehr unter Menschen sehen.

Ging er übrigens aus, so war sein Ziel nur das Grab seiner Frau.

Er schrumpfte zusammen, wie eine Pflanze, der man das Licht entzogen hat, und starb schon ein Jahr nach dem Tode seiner Frau."

*　　　*
*

Als der Premierlieutenant am Arme des Regierungsrathes nach Hause ging, fragte jener schalkhaft:

„Nun? Sind die Prophezeiungen des Hauptmanns in Bezug auf die Ehe eingetroffen?"

„Ich rathe Ihnen, das selbst zu probiren," sagte der Regierungsrath lächelnd.

Das Medaillon.

Es war eine schwüle, sternenlose Juninacht im Jahre 1873. Der Nachtwächter der kleinen preußischen Garnisonstadt G. war seiner Gewohnheit gemäß vor seinem Wächterhäuschen sanft eingeschlummert, als er in ungewohntester Weise aus seiner Ruhe aufgestört und vor Schreck fast in das Jenseits befördert wurde.

Ein Pferd war so dicht bei ihm vorbeigejagt, daß es ihm mit dem Schwanz das Gesicht gestreift hatte, und als er sich eben verwundert und halb schlafestrunken in die Höhe richten wollte, jagte ein zweites und ein drittes, dann mehrere zusammen, dann ein ganzes Rudel an ihm in wilder Flucht und ohne sichtbaren Reiter vorüber, so daß er schaudernd und schier verzweifelnd sein letztes Stündlein gekommen wähnte, sich in sein Schilderhaus verkroch, auf die Knie sank und laut zu beten anfing: „Herr Gott, erlöse mich vom bösen Feind und der wilden Jagd, ich will auch ganz gewiß nimmermehr schlafen!“ Dann begann er, ohne sich

umzusehen, ein geistliches Lied zu brüllen, so laut und unmelodisch, daß er wohl den „bösen Feind“ hätte vertreiben können, wenn er in der Nähe gewesen wäre. Auf der Straße aber stürmten unaufhörlich die Pferde dahin, wohl hundert und mehr an der Zahl, ohne dem frommen Nachtwächter etwas zu Leide zu thun. Dieser jedoch hätte wer weiß wie lange noch fortgesungen, wenn ihn nicht plötzlich eine andere, ihm bekannte Stimme laut unterbrochen hätte:

„Meister Wernicke, was ficht Euch denn an? Seid Ihr toll geworden und seht nicht, was vorgeht? Da steht der Kürassierpferdestall in Flammen und noch ruht die ganze Stadt. So rennt doch durch die Gassen und blast das Feuersignal.“

Nun ging Meister Wernicke ein nur zu deutliches Licht auf, seine moralischen Kräfte kehrten zurück und mit dem Muthe eines Theaterlöwen rannte er straßauf, straßab, so vernehmlich in sein Horn stoßend, daß bald ganz G. auf den Beinen war.

Das Feuer war auf unerklärliche Weise entstanden und hatte in dem leichten Bau mit riesiger Schnelligkeit um sich gegriffen. Der wachthabende Soldat war nicht sobald der Flammen ansichtig geworden, als er auch einige Kameraden geweckt und mit ihrer Hilfe die Pferde losgekoppelt hatte, die jedoch, bei der Schnelligkeit, mit der verfahren werden mußte, und durch die hellen Flammen erschreckt, blindlings davon stürzten.

So kam es, daß in dieser Nacht nicht nur dem Wächter von G., sondern auch dem manches Nachbardorfes ein furchtbarer Schrecken eingejagt wurde, da einzelne der Thiere mehrere Meilen weit rannten, ehe sie zum Stillstand gebracht werden konnten.

Auf der Feuerstätte war es, bald nachdem Meister Wernicke sein Horn hatte ertönen lassen, rasch lebendig geworden. Alle Offiziere waren zugegen, der Oberstlieutenant an der Spitze, der in einigen Tagen das Regiment für immer verlassen sollte und dem dieser Brand zu ganz besonders ungelegener Zeit kam. Er war in höchster Aufregung, schrie nach Wasser, nach Spritzen, beschwor den Bürgermeister, der sich ebenfalls eingefunden hatte, Alles aufzubieten, was an Rettungsmaterial vorhanden wäre, da in den oberen Räumen des Stalles ein großes Montirungsdepot sich befände, dessen Verlust neben den bedeutenden Kosten auch noch die größten Unannehmlichkeiten gegenüber der vorgesetzten Behörde zur Folge haben würde.

Der Bürgermeister versprach Alles zu thun, was in seinen Kräften stand, die leider nicht sehr bedeutend waren. Denn als endlich, von Männern gezogen, die einzige Spritze, welche überhaupt vorhanden war, erschien, erwies sich dieselbe als völlig unbrauchbar, da das Wasser beim Pumpen anstatt in vollem Strahle vorn heraus, nur in zwei dünnen Strählchen unter kläglichem

Geräusch und Geächze nach hinten und unten hinzu ausströmte.

So war nun freilich guter Rath theuer, und da zudem die Mannschaften nicht geordnet waren, auch keiner das Obercommando übernahm, vielmehr einer den andern zu überschreien suchte, entstand in kurzer Zeit eine Verwirrung, wie sie größer nicht gedacht werden konnte, und das Feuer griff immer schneller und weiter um sich. Schon drohten die Treppen in Brand zu gerathen, der Oberstlieutenant schrie nach den Schlüsseln, die zur Montirungskammer führten; der Zahlmeister sollte sie haben. Dieser erschien zitternd und zähneklappernd vor dem Oberstlieutenant, machte allerhand Redensarten, und anstatt Auskunft zu geben über die Schlüssel, klagte er, daß er in der Eile vergessen habe, sein Bruchband umzuthun, und ob er nicht nach Hause gehen könne, es anzulegen.

Der Oberstlieutenant war außer sich.

„Packen Sie sich zum Teufel," schrie er, „Lieutenant Strantz, schicken Sie doch Leute hinauf, die die Thüren einschlagen und durch das Dach hinunterwerfen, was noch irgendwie zu retten ist."

Der Lieutenant eilte davon. Jeder bemühte sich Hand anzulegen, Jeder wollte die Treppen hinauf und daher kam es, daß Keiner hinaufgelangte, bis das Feuer die untersten Treppenstufen schon erfaßt hatte. In rathlosem Durcheinander wogte die Menschenmasse vor dem

großen Gebäude hin und her, das nun fast verloren schien. Da hörte man plötzlich ein Hämmern am Dach, immer lauter, immer kräftiger; jetzt löste sich ein Ziegel und fiel kreisend hinunter, noch einer und noch einer bis das Loch groß genug war, daß eine kräftige, hohe Kürassiergestalt daraus hervorlugen konnte, die nun mit rascher Gewandtheit oben eine Strickleiter befestigte und diese hinunterwarf. Der Tumult verstummte für einen Augenblick und man hörte deutlich die Worte von oben: „Fünf Mann herauf, aber schnell!“

Sofort wurde diesem Befehle gehorcht, und während die Soldaten hinaufstiegen, schlug oben der Kürassier mit einem Beile an verschiedenen Stellen das Dach entzwei, sodaß mehrere große Oeffnungen entstanden, aus denen nun mit Bequemlichkeit die zu großen Ballen vereinigten Montirungsgegenstände hinabgeworfen werden konnten. Sie kamen unversehrt unten an, denn ein leichter Wind wehte den kühnen Männern oben entgegen, so daß die Flammen nur nach innen schlugen und auf der anderen Seite des Gebäudes hinauszüngelten. Mit wunderbarer Geschwindigkeit arbeiteten die Männer, unaufhörlich flog Ballen auf Ballen herunter und wurde sofort von den Untenstehenden in Sicherheit gebracht. Ein großer Theil des Lagers war bereits gerettet, als die Flammen von jener Seite in die Dachkammer einzudringen und den ganzen Raum schnell mit undurchdringlichem Rauche anzufüllen begannen. Noch rafften

die wackeren Männer zusammen, was in größter Hast den Flammen abgerungen werden konnte, bis wieder die durchdringende Stimme des Anführers ertönte: „Nun macht, daß Ihr hinunter kommt, wenn Euch das Leben lieb ist, ich komme nach."

Sofort gehorchten die fünf Kameraden und entrannen mit gnauer Noth den immer wüthender um sich leckenden gierigen Flammen. Der Letzte war kaum hinunter, als aus einem Stallfenster das Feuer hervorbrach, die Leiter ergriff und sie sofort hell auflodern machte.

Ein Schrei des Entsetzens brach aus dem Munde der gespannt zusehenden Menge, denn oben stand noch der brave Kürassier in der Bodenluke und schien nun unrettbar verloren. Man konnte ihn nicht mehr sehen, der Rauch wurde zu stark.

Da hörte man's plötzlich wieder oben hämmern und nochmals öffnete sich das Dach an einer Stelle, die von den Flammen noch nicht ergriffen worden war. Der Kürassier ward sichtbar, kroch heraus, langsam das Dach hinunter und sprang mit kühnem Sprunge hinab in die Tiefe.

Wieder herrschte einen Augenblick lautlose Stille, nur das Knistern der Flammen war vernehmbar; dann als sich herausstellte, daß der kühne Springer vollständig wohlbehalten unten angelangt war, brach die Menge in nicht enden wollenden Jubel aus. Alles umringte

ihn, jeder wollte ihm die Hand schütteln, der Oberst-lieutenant ließ ihn zu sich führen und belobte ihn für seine Unerschrockenheit und Kühnheit.

Der junge Mann, ein Rekrut, der erst einige Monate im Regiment war, nahm alle Lobeserhebungen mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit hin, als wenn ihm die Kameraden einen „guten Abend“ zugerufen hätten.

* * *

Während dieses ganzen Auftrittes hatte eine Gruppe von drei Herren, zwei Offizieren und einem Civilisten, in einiger Entfernung von der Brandstätte, in scheinbar harmlose Gespräche vertieft, dagestanden und dem Brande fast gar keine Aufmerksamkeit gewidmet. Ihre Augen waren vielmehr nach einem villenartigen Häuschen gerichtet gewesen, welches etwa dreihundert Schritte von dem brennenden Stalle, umgeben von einem kleinen mit Gebüsch durchzogenen Garten, in idyllischer Abgeschiedenheit vom Städtchen da lag und jetzt von den lodernden Flammen hell beleuchtet wurde.

Die Fenster waren alle geschlossen, kein menschliches Wesen ließ sich blicken, das ganze Haus schien zu schlafen und nichts von den lauten Scenen vor ihm zu vernehmen.

„Wenn wir gewußt hätten,“ sagte der eine der drei Herren, der Rittmeister von Wallström, als eben krachend der Dachstuhl zusammenstürzte, „daß unser

Nachtschlaf auf diese Weise würde gestört werden, hätten wir unser Skatspielchen nicht so früh zu unterbrechen brauchen."

„Wir können ja wieder anfangen," sagte der Kreisrichter Schwarz, „ich meinestheils bin so munter geworden, daß ich jetzt doch nicht schlafen könnte."

„Jedenfalls bin ich dafür, daß wir noch einen Schoppen trinken, sobald man sich anständigerweise von hier drücken kann, denn zu retten ist von der alten Baracke doch nichts mehr," meinte der Dritte, der Lieutenant von Tralow.

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden," nahm wieder der Rittmeister das Wort, „ich möchte nur abwarten, ob sich die schöne Frau nicht wird am Fenster blicken lassen; sie muß einen gesegneten Schlaf haben."

„Jetzt wird nicht geschwärmt, bester Herr Rittmeister," sagte der Kreisrichter, „wer so bevorzugt ist, wie Sie, der schönen Frau täglich in die Augen sehen zu dürfen, muß dies nicht auch noch nächtlicherweile beanspruchen wollen."

„Ueber kurz oder lang wird er's ja doch haben können," seufzte der Lieutenant; „ist denn immer noch kein Termin festgesetzt worden?" fügte er lächelnd hinzu.

„Mein lieber Tralow, ich dächte, Sie könnten's abwarten," erwiderte der Rittmeister kurz und wandte sich um; „ich sehe, der Oberstlieutenant hat dem Strantz

das Commando übergeben und macht Miene sich zu entfernen. Kommen Sie, meine Herren, wir gehen mit."

Sie gesellten sich zu den übrigen Offizieren und gingen mit diesen, da weder etwas zu retten noch bei dem windstillen Wettter sonst etwas zu befürchten war, und der Oberstlieutenant die nöthigen Befehle in Betreff der Pferde ertheilt hatte, in die Stadt zurück.

Wir lassen sie gehen und werfen noch einen Blick in das einfache Gartenhaus.

Dort war in einem behaglichen, mit feinstem Geschmack ausgestatteten Schlafzimmer des oberen Stockwerkes, als der Feuerlärm begann, eine üppige junge Frauengestalt dem Bett entstiegen, hatte vorsichtig die Gardinen gelüftet und mit einem von Angst und Neugier gemischten Gefühle hinausgeschaut. Ein leiser Schauer ging über ihren schönen Körper, sie kehrte in's Zimmer zurück, zog rasch ein paar Pantöffelchen an, schlug ein weites, bis an die Knöchel reichendes Tuch um, und setzte sich in dieser malerischen Tracht an's Fenster, um Alles zu beobachten und selbst nicht gesehen zu werden. Sie hütete sich also wohl, Licht anzuzünden, weckte auch ihre Kammerfrau nicht, damit sie Niemandes Aufmerksamkeit auf ihr Fenster lenkte.

Sie hatte, wie wir gesehen, ihren Zweck nicht völlig erreicht, denn ihr Häuschen war mehr der Gegenstand der Aufmerksamkeit jener drei Herren gewesen, als der brennende Pferdestall. Und sie bemerkte das mit

sich steigerndem Unwillen. Denn als sie die ungeheure Verwirrung unter dem Volke gewahrte, das, jeglicher Führerschaft entbehrend, rathlos hin und her rannte, ohne zu wissen, wo und wie am besten Hand anzulegen sei, wäre sie selbst in ihrer kecken Entschlossenheit am liebsten hinuntergeeilt und hätte jedem seine Stelle angewiesen.

„Das hätte mein Mann sehen sollen!" rief sie zu verschiedenen Malen halblaut aus, wie wäre da Alles ganz anders gegangen, oh, oh, diese klägliche Zerfahrenheit, — und wo ist er?" setzte sie in Gedanken hinzu, und hatte kaum die Worte gedacht, als sie jene ruhige Gruppe von drei Männern erblickte, unter denen sie sofort den Rittmeister von Wallström herauserkannte. Mit einem unterdrückten Schrei sprang sie auf und holte ein Opernglas herbei, um sich zu überzeugen, ob sie nicht falsch gesehen. Nein, es war richtig, er stand und plauderte, schaute nach ihrem Fenster und that, als ob ihn das Feuer durchaus nicht interessire. Ein fast zorniges Gefühl löste sich allmälig in einen wehmüthigen Schmerz bei ihr auf, und das Glas auf ihr Knie sinken lassend, seufzte sie: „Auch er ist wie die Andern."

Dann hörte sie lauten Lärm, sie schaute wieder hinaus und sah nun den kühnen Soldaten auf dem Dache seine Heldenthaten vollbringen. Unablässig schaute sie durch das Glas, jede Bewegung des tapferen Mannes verfolgend, und „Bravo, bravo," rief es in ihrer Brust, die sich vor Erregung immer rascher hob

und senkte. Als er endlich den kühnen Sprung wagte, schien ihr Herz still zu stehen, bis sie unwillkürlich voll Freude in den Jubelruf unten mit einstimmte.

„Das war gut,“ sagte sie, „also doch ein Kühner, und es mag deren vielleicht noch manche unter ihnen geben, wenn sie besser geleitet würden. — Und er?“ fügte sie wieder hinzu und sah durch das Glas. Er stand noch immer und plauderte.

„O, warte, das sollst Du mir büßen,“ sagte sie halblaut, „Du denkst vielleicht, ich schlafe? Warte, warte; was in mir ist von gesundem Spott, soll morgen über Dich ausgegossen werden. Ei, ei, Herr Rittmeister, fast thut es mir leid, daß ich Euch in meiner Gunst so hoch habe steigen lassen. Bereitet Euch auf eine überzeugende Entschuldigung vor, sonst könnte es Euch begegnen, daß Ihr auf das Niveau all' der Andern in meiner Gunst herabsinkt.“

Das Feuer erlosch allmälig und die Volksmasse zerstreute sich.

Frau von Maiwald legte langsam ihr Tuch ab, zog die Pantöffelchen aus und stieg in's Bett mit eigenthümlichen Gedanken. „Fünfundzwanzig Jahre, fünfundzwanzig Jahre,“ sagte sie leise, „in zwei Monaten sechsundzwanzig, ach wie allein, wie mutterseelenallein ist doch ein Weib —“ Sie zog die Bettdecke bis an den Hals, drehte sich wie unwillig über ihre eigenen Gedanken auf die andere Seite und schlief ein. —

Frau von Maiwald war die Tochter eines Landedelmannes der Provinz, in jungen Jahren durch den frühzeitigen Tod ihrer Eltern in den Besitz eines großen Vermögens gelangt, und darum, sowie wegen ihrer außerordentlichen Schönheit viel umschwärmt und viel umworben.

Bald nach dem Tode ihrer Eltern hatte sie einem Manne ihre Hand gereicht, den sie leidenschaftlich liebte und der diese Liebe fast in gleichem Maße erwiderte. Er war Rittmeister des . . .'schen Kürassier-Regiments gewesen, welches in G. garnisonirte, und hatte dort zwei Jahre des vollsten, uneingeschränktesten Glückes mit seiner jungen Frau verlebt, als der französische Krieg ausbrach und in jäher Weise das Paar von einander trennte. Nachdem sie einige Wochen in stillster Zurückgezogenheit und nur mit dem Gedanken an ihn beschäftigt, in G. zugebracht hatte, erreichte ihre Sehnsucht einen solchen Grad, daß sie es nicht länger so fern von ihrem Gatten glaubte aushalten zu können. Sie packte schleunigst die nothwendigen Gegenstände zusammen, versah sich mit einer Summe Geldes und folgte, begleitet von einer treuen Kammerfrau, ihrem Mann nach Frankreich, um, wenn auch nicht in seiner unmittelbaren Nähe, so doch wenigstens möglichst nahe um ihn zu sein.

In Rheims hörte sie, daß ihr Mann in der mörderischen Schlacht von Mars la Tour schwer ver-

wundet worden sei, und nun gab es in ihrem furchtbaren Schmerz kein Hinderniß mehr für sie, bis an sein Krankenlager zu gelangen.

„Ich darf Sie nicht mehr zu ihm lassen, die Aufregung würde ihn tödten,“ sagte der dem Lazareth vorstehende Arzt.

„Haben Sie Barmherzigkeit mit mir; giebt es kein Mittel, unbemerkt zu ihm zu gelangen?“

„Sie müßten denn die Tracht unserer Krankenpflegerinnen annehmen und Ihrem allzu jugendlichen und frischen Gesichte ein möglichst altes Aussehen verleihen.“

Sie that's. Sie wurde die beste und aufopferungsfähigste Krankenpflegerin, die man je hätte sehen können. Tag und Nacht war sie um ihn, es kam kein Schlaf in ihre Augen. Leider waren alle Bemühungen erfolglos. Das Bewußtsein des Kranken verringerte sich von Tag zu Tag, er hätte nun seine Frau nicht mehr erkannt, auch wenn sie sich ihm entdeckt hätte. Er starb in ihren Armen, sie drückte ihm die Augen zu und ihr Schmerz war so heiß, daß ihre Thränen versiegten.

Mit der Leiche ihres Mannes eilte sie nach Deutschland zurück und bestattete ihn in einer schönen Gruft des G'schen Friedhofes.

Fast zwei Jahre lang trat sie nicht aus ihrer Zurückgezogenheit hervor. Mit ihrer alten Kammerfrau

lebte sie still für sich hin, ihren Lebenszweck in wohlthätigen Handlungen suchend und findend.

Da besuchte sie eines Tages ein älterer Verwandter ihres Mannes, ein Gerichtsrath vom Rhein, der in einer Erbesangelegenheit nach der fernen östlichen Provinz verschlagen worden war und einige Tage in G. verweilen mußte. Er war ein fröhlicher, jovialer Herr, der mit einem Schlage neues Leben und frische Lebenslust in's Haus der Frau von Maiwald brachte, sie mit den liebenswürdigsten und freundlichsten Gründen davon zu überzeugen suchte, daß sie keineswegs im Sinne ihres verstorbenen Gemahls, seines Neffen, handle, wenn sie ihre Schönheit und Jugend vergrabe, ehe sie ein Raub der Jahre geworden seien. „Tod aller Kopfhängerei!“ — fuhr er fort, — „war der Wahlspruch Ihres Herrn Gemahls, erinnern Sie sich noch? Und ihm getreu hat er gelebt. Nichts war ihm widerwärtiger als ein melancholisches Gesicht; ein lustiger Kerl, pflegte er zu sagen, schafft das Doppelte in der Hälfte Zeit, die ein Kopfhänger braucht und trotz Cicero's: „omnes ingeniosos esse melancholicos“ behauptete er, daß alle großen Geister ‚fidele Kerle‘ gewesen seien. Nehmen Sie nun an, daß Ihr Herr Gemahl in den Gefilden der Seligen weilt und unter Seligen jedenfalls möglichst lustig sein möchte, so könnte ihm ein Blick von oben herab auf Sie — ich bitte mich nicht mißzuverstehen — alle Freuden verderben. Immer trübselig, immer die

Gedanken auf's Wohlthun Anderer gerichtet, immer einen unterdrückten Seufzer auf den Lippen, das muß ja den Mann da droben ebenfalls zum Duckmäuser machen. Sie glauben doch an eine Seligkeit im Jenseits?" — unterbrach er sich selbst und sah sie, mit den Augen über die Brille wegschielend, gutmüthig an, worauf sie ihm mit einem schelmischen Lächeln zunickte. „Nun also," fuhr er fort, „wie reizend würde Ihnen jetzt zur heißen Sommerszeit ein helles Kleidchen mit offenen Aermeln stehen, statt des häßlichen eng anliegenden schwarzen; wie herrlich würde sich eine voll aufgeblühte rothe Rose, wie sie zu Dutzenden in Ihrem Garten täglich erblühen, auf dem aschblonden quellenden Haar ausnehmen, wie würden sich die Wänglein wieder röthen" — sie thaten es übrigens in diesem Augenblicke — „wenn ein fröhliches Lachen zum ersten Male wieder über Ihre Lippen käme, und wie würde sich ob Alles dessen der Herr Rittmeister dort oben freuen und noch einmal so laut mit einstimmen in den Chor der Seligen!" Er faßte, indem er sie fortwährend freundlich ansah, ihre Hand, führte sie langsam an seine Lippen und fragte: „Habe ich Recht?"

„Sie sind ein Meister der Ueberredungskunst," antwortete sie und schüttelte ihm die Hand. Die Genien der Jugend und Schönheit aber lächelten sich verstohlen an und wußten recht gut, daß sie an diesem Siege mindestens ebenso viel Antheil hätten, als der Herr

Gerichtsrath mit seiner Rede. Dieser aber schmiedete, so zu sagen, das Eisen, so lange es warm war, indem er gleich mit Erlaubniß der schönen Frau Rittmeisterin ein fröhliches Sommerfest arrangirte, bei dem sich die ganze vornehme Welt von G., vor Allem die Offiziere mit ihren Frauen und die reichen Gutsbesitzer der Umgegend, betheiligten, und auf welchem die schöne Rittmeisterswittwe in geschmackvollster, heller Sommerkleidung, was Anmuth und Liebenswürdigkeit betraf, entschieden die erste Stelle behauptete.

Schon damals näherte sich ihr, neben vielen anderen Verehrern und heirathslustigen Offizieren, in nicht mißzuverstehender Absicht der Rittmeister von Wallström. Er war erst vor Kurzem avancirt, ein noch junger Mann von dreiunddreißig Jahren, schöner Figur und regelmäßigem, echt preußischem Soldatengesicht mit großen blauen Augen, tadelloser Haut und langem hellblonden Schnurrbart. Er war aus dem Kadettencorps hervorgegangen, hatte eine einseitige militärische Bildung genossen, verachtete im Stillen Alles, was nicht Soldat war, sprach durch die Nase, verstand es, sich bei den Damen beliebt zu machen und wurde von den gemeinen Soldaten wegen seiner Strenge, die nicht selten in Rohheit ausartete, sehr gefürchtet. Anfangs von Frau von Maiwald wenig beachtet, hatte er durch die Stetigkeit seiner Neigung, aus der er in keiner Weise ein Geheimniß machte, allmälig einen gewissen

Eindruck auf sie hervorgebracht, und man sprach von ihm und ihr zur Zeit, da unsere Erzählung beginnt, wie von einem verlobten Paare, das nur mit seiner Vereinigung noch nicht an die Oeffentlichkeit getreten sei. Thatsächlich war aber das Verhältniß keineswegs so weit gediehen, da Frau von Maiwald immer noch zögerte, auf die dringenden Anträge des Herrn von Wallström eine endgiltige Antwort zu geben. Ein unerklärliches Angstgefühl trieb ihr jedes Mal, wenn sie im Begriffe stand ihm ihr Wort zu geben, das Blut derartig in Kopf und Wangen, daß sie sich immer wieder Bedenkzeit erbat, den Rittmeister schnell entließ. und sich stundenlang in ihr Zimmer zurückzog. Sie hatte noch niemals, wie bei all den anderen Verehrern, die völlige Sicherheit in sich verspürt: dieser Mann liebt Dich um Deiner selbst willen. Ihr großes Vermögen stand immer wie ein Gespenst vor ihr und erschreckte sie, sobald ein armer Offizier — zu denen auch Herr von Wallström gehörte — sich mit Heirathsgedanken ihr näherte.

Am Tage nach dem Feuer saß Frau von Maiwald mit einer Handarbeit beschäftigt und im vertraulichen Gespräch mit ihrer Kammerfrau auf dem Balcon ihres Hauses. Von Zeit zu Zeit legte sie die Arbeit auf ihren Schooß und athmete in langen Zügen die herrliche, mit Wohlgerüchen der blühenden Linden erfüllte Luft ein. Sie schaute über die Brandstätte, aus der noch

hin und wieder ein Rauchwölckchen aufstieg, in die weite fruchtbare Ebene hinaus und ihr Herz schwoll vor Sehnsucht nach der Ferne.

„Ach," seufzte sie, „ich möchte wohl wieder einmal sehen, wie es draußen in der schönen, weiten Welt zugeht."

Die Kammerfrau seufzte ebenfalls und sagte, wie zur Antwort auf den Wunsch ihrer Herrin: „Dort kommt Herr Rittmeister von Wallström."

„Geh, laß ihn ein und führe ihn in's Empfangszimmer, ich komme gleich nach."

Die Kammerfrau verschwand und Frau von Maiwald hielt sich mit beiden Händen das klopfende Herz.

„Das ist nicht das Pochen des Glücks," sagte sie leise, „o, nein, das ist ganz, ganz anders." Und sie dachte an ihre erste leidenschaftliche Liebe.

Sie erhob sich langsam, ging in ihr Zimmer, ordnete ihr schönes Haar vor dem Spiegel und begab sich mit ernster Miene in's Empfangszimmer.

Der Rittmeister stürzte sich ihr mit Leidenschaft entgegen, ergriff ihre Hand und suchte sie zu küssen. Frau von Maiwald jedoch entzog sie ihm schnell und wies ihn durch einen Blick in die gesellschaftlichen Schranken zurück. Sie setzte sich und der Rittmeister nahm mit unmuthsvoller Miene ihr gegenüber Platz.

„Wann endlich, Magdalene," begann er in vorwurfsvollem Tone, „werden Sie aufhören, mich wie

einen Pagen zu behandeln, der es wagt, aus seiner untergeordneten Stellung mit schmachtenden Blicken zu einer Herrin emporzuschauen?"

Er hatte sie schon seit einigen Wochen, wenn sie allein waren, beim Vornamen genannt, ohne daß sie es ihm bisher gewehrt hätte.

„Wer giebt Ihnen das Recht, mich Magdalene zu nennen?" sagte sie heute.

„Wer mir das Recht giebt?" fragte er erstaunt und sprang von seinem Stuhle auf. „O, Sie sind in scherzhafter Laune und es macht Ihnen Spaß, mich zu peinigen." Er ging einige Schritte umher.

„Nein, Herr Rittmeister," sagte sie aufrichtig, „ich bin durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt, es ist mir seit langer, langer Zeit nicht so ernst zu Sinne gewesen, als eben heute."

„Nun denn, wir haben ja auch ernste Dinge zu verhandeln" — er sprach hierbei gar nicht durch die Nase — „Sie kennen meine Gesinnungen, meine Verhältnisse, meine Vergangenheit und meine Stellung in der Gesellschaft. Sie wissen, daß ich seit fast einem Jahre mir die erdenklichste Mühe gebe, Ihre Gunst zu erwerben, deren ich nicht ganz unwürdig zu sein glaubte, und Sie selbst haben mich scheinbar in meinem Glauben unterstützt. Nun wirft mich Ihr kaltes Wort mit einem Male wieder dahin zurück, wo ich vor einem Jahre bereits gewesen. Magdalene, ich flehe Sie an,

machen Sie diesem peinvollen Zustande, in dem ich mich befinde, ein Ende, sprechen Sie das Wort aus, von dem meine Zukunft, mein ganzes Lebensglück abhängt; Sie müssen mit sich selbst darüber längst im Klaren sein."

Er war, während er sprach, zuerst im Zimmer auf- und abgegangen, dann vor dem Spiegel stehen geblieben und hatte, wie es Frau von Maiwald erscheinen wollte, mit Selbstgefühl seine Figur gemustert.

Da sie den Rittmeister in diesem Falle nach ihrer eigenen weiblichen Schwachheit beurtheilte, fiel ihr Urtheil desto strenger aus, und da sie zugleich in diesem Augenblicke an seine Unthätigkeit und Gleichgiltigkeit in der vergangenen Nacht beim Feuer denken mußte, so wurde der Spott in ihrem Busen lebendig und trat auf ihre Zunge.

„Das heißt, Sie meinen," antwortete sie, „es sei unverantwortlich, daß mein schwaches Herz einer solchen Vereinigung aller männlichen Vorzüge und Tugenden nicht schon längst erlegen ist?"

„Wie soll ich diese Behandlung verstehen? Wüßte ich nicht, daß Sie die Nacht vortrefflich geschlafen haben, so vortrefflich, daß Sie nicht einmal der große Feuerlärm zu erwecken im Stande war, so würde ich annehmen, Sie lassen das Mißvergnügen über eine schlecht verbrachte Nacht an mir aus. So aber ist mir völlig unerklärlich, wie ich mir Ihre Ungnade zugezogen habe."

Er stand vor ihr und sah in diesem Augenblicke demüthig aus, wie nie zuvor.

Sie sah ihn an und mußte unwillkürlich lächeln.

„Mein bester Herr Rittmeister," sagte sie schalkhaft, „ich wünschte, Ihre Annahme von der vortrefflich zugebrachten Nacht wäre wahr. Leider habe ich nur zu viel gehört und leider noch mehr gesehen, als daß ich mit Ruhe und Zufriedenheit hätte schlafen können."

„So waren Sie wach? Womöglich gar auf der Feuerstätte?"

„Nein, hier aus dem Dunkel der Nacht habe ich der von den Flammen nur allzugrell beleuchteten Rathlosigkeit und Thatlosigkeit dort unten zugeschaut. Das war ein betrübender Anblick für die Frau eines Mannes, wie es der meinige gewesen."

Der Rittmeister wurde feuerroth im Gesicht.

„Der Oberstlieutenant hatte in der That etwas den Kopf verloren," sagte er verlegen.

„Der Oberstlieutenant?"

„Er hatte ja das Obercommando!"

„Wie bequem es doch ist, sich Alles erst befehlen lassen zu können."

„Was sollte daraus werden, wenn Jeder für seinen Kopf handeln wollte?"

„Dann wäre also das vortreffliche Benehmen jenes wackeren Soldaten, der das Beste gethan und Euch Alle beschämt hat, noch obenein zu tadeln?"

„Das hätte schließlich jeder Andere auch gethan?“

„Hätte? Schließlich? O, mein Herr Rittmeister, Sie verstehen sich schlecht auf die Anerkennung fremden Verdienstes. Nehmen Sie mir's nicht übel, das wirft kein besonderes günstiges Licht auf das eigene Verdienst.“

„Sie verschwenden große Worte an eine Bagatelle.“

„Bagatelle nennen Sie das? Nun ich sage Ihnen, ich wünschte, Sie hätten diese Bagatelle von heute Nacht ausgeführt.“

„Die Heldenthat eines gemeinen Soldaten!“ sagte der Rittmeister spöttisch.

„Sie geben sich vergeblich Mühe, die That jenes Mannes in meinen Augen zu verkleinern. Ich weiß recht gut, wie ich darüber zu denken habe.“

„Sie sollten aber diesen Gedanken keine Worte verleihen, sie verdienen es in der That nicht.“

„Nun denn, so hören Sie mein letztes Wort in dieser Sache, Sie zwingen mich dazu: ich habe mich heute Nacht in Ihre Seele hineingeschämt und werde das so bald nicht, vielleicht nie verwinden können!“

Sie hatte sich erhoben, war auf ihn zugegangen und sprach die letzten Worte, ihm kühn in's Auge schauend, mit scharfer Betonung und erregter Stimme. Dann wandte sie sich kurz um, ließ den Rittmeister in vollster Verwirrung stehen und ging aus dem Zimmer.

Herr von Wallström biß sich auf die Lippen und

schaute einige Secunden auf die Thür, aus der Frau von Maiwald soeben hinaus gegangen war, als erwarte er sofort ihre Rückkehr, dann entfernte er sich, in tiefster Seele gekränkt und mit dem bitteren Gefühle, daß diese Kränkung nicht unverdient erlitten war. Zugleich aber keimte und reifte ein Racheplan in seinem Innern, durchaus harmloser Natur, wie er meinte, den er noch an demselben Tage auszuführen beschloß.

Als Frau von Maiwald wieder allein war, ging sie mehrmals in ihrem Zimmer erregt auf und ab, versuchte dann ihre Handarbeit wieder aufzunehmen, ließ sie jedoch bald liegen und versank in tiefes Sinnen.

„Ich bin doch wohl ein wenig zu hart gewesen," sagte sie sich und wiederholte in Gedanken noch einmal Wort für Wort, was der Rittmeister gesprochen und was sie erwidert hatte.

„Nein," sagte sie dann, „wenn er mich wirklich liebt, so wird er reumüthig zurückkehren; und kehrt er nicht zurück, dann habe ich eben auch nichts verloren an ihm."

Sie ging in den Garten hinab, setzte sich in die Laube, in der Goethes „Wahlverwandtschaften" aufgeschlagen dalagen, und las den ganzen Vormittag.

Am Nachmittag umwölkte sich der Himmel und es zog ein Gewitter auf, das sich gegen sechs Uhr mit aller Gewalt entlud. Frau von Maiwald stand am Fenster und schaute mit wonnigem Behagen dem Kampf

der Elemente zu. Es wandelte sie die Lust an, ein Pferd zu besteigen und durch Wind und Wetter im sausenden Galopp dahinzufliegen. Ihr Herz hüpfte vor Freude bei diesem Gedanken und sie bedauerte es fast, nach dem Tode ihres Mannes die Pferde abgeschafft zu haben.

„Herr von Wallström liebt die Natur nicht,“ sagte sie leise zu sich selbst.

Als der Himmel sich wieder geklärt hatte und die Sonne über die erquickten Felder schien, wollte Frau von Maiwald einen Spaziergang zu einer ihr bekannten Familie antreten, und war eben im Begriff ihr Zimmer zu verlassen, als ein Dienstmädchen eintrat mit einem Korbe voll der schönsten Früchte und einem Briefchen oben auf.

„Vom Herrn Rittmeister,“ sagte sie, „der Bote soll auf Antwort warten.“ Sie setzte die Früchte auf den Tisch und verließ auf den Wink der Herrin das Zimmer.

„Schon so bald?“ sagte Frau von Maiwald lächelnd, indem sie das Briefchen in die Hand nahm, es nach allen Seiten wandte und von außen besah. Dann setzte sie sich, seufzte und öffnete es.

Hätte eine freche Hand gewagt, dem schönen und edlen Gesicht der jungen Frau einen Schlag zu versetzen, die Wirkung hätte keine schlimmere sein können, als diejenige war, welche der Brief des Rittmeisters hervorrief.

Frau von Maiwald sprang auf. Das Blut war in die Wangen gestiegen und hatte sie stark geröthet, sie athmete rasch und hörbar, die Augen funkelten vor Zorn und alle ihre Glieder zitterten.

„Elender Feigling,“ murmelte sie zwischen den Zähnen; „o, wie glücklich hat mich mein Gefühl geleitet, indem es mich stets verhinderte, Dir mein Wort zu geben.“

Sie riß den Hut, den sie noch auf dem Kopfe hatte, herunter, zog die Handschuhe aus und warf sich erschöpft auf's Sopha. Ihre Augen waren starr und unausgesetzt auf den Brief gerichtet, der auf dem Tische lag, als wollte sie sich fortwähreud überzeugen, daß sie wirklich gelesen, was sie gelesen hatte.

Der Brief lautete so: „Verehrteste, gnädige Frau! Da ich heute Gelegenheit hatte, Ihre Begeisterung für den gemeinen Soldaten, welcher sich gestern nach Ihrer Meinung so große Verdienste erworben, kennen zu lernen, so nehme ich gern Veranlassung, Ihnen denselben zuzuführen. Er ist instruirt, auf Antwort zu warten. Ich wünsche, daß er Ihnen ebenso gut gefalle, als Ihnen die beifolgenden Früchte schmecken mögen. Ihr sehr ergebener Rittmeister von Wallström.“

„Elender Feigling!“ wiederholte sie jetzt, „Du sollst nicht triumphiren.“

Sie erhob sich rasch, zog die Klingel und befahl dem eintretenden Dienstmädchen, den Soldaten hereinzuschicken.

Das Mädchen entfernte sich und wenige Secunden darauf trat der Küraſſier in's Zimmer.

Es war eine hochaufgeschossene, kräftige Gestalt mit frischem, männlich gebräuntem Gesicht, auf welchem sich Energie und Klugheit spiegelten. Die kurzgelockten braunen Haare hatten augenscheinlich beim Brande gelitten, denn an der rechten Schläfe war eine ziemlich große kahle Stelle, wie ausrasirt. Er blieb in militärischer Haltung an der Thür stehen, ohne ein Wort zu sagen, wie auf Befehle harrend.

Frau von Maiwald schaute dem Soldaten in's Gesicht und wurde verlegen. Ihr Antlitz, soeben noch vor Erregung geröthet, wurde plötzlich blaß und die Stimme schien ihr zu versagen.

„Wie heißen Sie?“ brachte sie endlich freundlich hervor.

„Johannes Braun, zu dienen.“

„Was ist denn Ihr eigentlicher Beruf?“

„Ich bin Gärtner.“

„Gärtner?“

„Zu dienen, gnädige Frau.“

„Wie kommt es, daß Sie mit Ihrer starken Figur ein so zartes Gewerbe ergriffen haben?“

„Das hat sich so bei uns in der Familie vererbt. Mein seeliger Großvater ist schon Gärtner gewesen, dann mein Vater und so habe ich auch die Gärtnerei gelernt.“

„Wo sind Sie denn zu Hause?“

„In dem Dorfe B., drei Meilen von hier, wo mein Vater ein kleines Anwesen hat und zugleich den herrschaftlichen Garten besorgt.“

„Haben Sie noch Geschwister?“

„Nein.“

„Sie haben sich gestern bei dem Feuer vortrefflich bewährt, ich habe Sie bewundert und muß Ihnen meine Anerkennung aussprechen.“

Der Kürassier machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als wollte er sein Erstaunen darüber ausdrücken, daß eine so vornehme Dame von einer so geringfügigen Sache Kenntniß nehmen und ihrer Erwähnung thun konnte.

„Ist Ihnen denn vom Regiment keine Auszeichnung zu Theil geworden?“ fragte wieder Frau von Maiwald.

„Ich soll zum Gefreiten befördert werden.“

„Wußten Sie denn, daß Sie gestern Ihr Leben auf's Spiel setzten?“

Der Kürassier zuckte die Achseln. Dann sagte er:

„Das ist ja der Beruf des Soldaten.“

„Denken denn Alle so wie Sie?“

„Im Grunde wohl; aber die meisten muß man erst darauf stoßen, sie denken's nicht aus freiem Antriebe.“

„So.“

„Ja.“

Frau von Maiwald machte sinnend einige Schritte,

blieb dann in ziemlicher Entfernung von dem Kürassier stehen, sah ihn an und sagte:

„Hat Ihnen denn Jemand den Befehl gegeben zu Ihrer gestrigen That?"

Der Kürassier lächelte.

„Wenn ich den hätte abwarten wollen, wäre wohl nichts gerettet worden."

„Hatten denn Alle den Kopf verloren?"

„Ich weiß nicht; es muß ihnen wohl zu überraschend gekommen sein."

Frau von Maiwald war an's Fenster getreten und schaute einige Augenblicke schweigend hinaus. Dann öffnete sie das Fenster rasch und rief:

„Pauline, Pauline, komm' einmal herauf."

Der Kürassier machte Miene sich zu entfernen. Frau von Maiwald bat ihn jedoch, noch einen Augenblick zu verweilen.

Die Thür wurde mühsam geöffnet und ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren, das kaum die Thürklinke erreichen konnte, erschien auf der Schwelle.

„Guten Abend," sagte die Kleine mit lauter Stimme.

„Guten Abend, Pauline," erwiderte Frau von Maiwald und führte das Kind bei der Hand weiter in's Zimmer.

„Hier," sagte sie, indem sie den Korb mit Früchten aufnahm, „hier sind schöne Birnen und Pfirsiche und Aprikosen, die sollst Du Dir mit Deiner Schwester und

den anderen Kindern dort unten theilen; um den Korb aber könnt' ihr loosen."

Das kleine Mädchen machte große Augen, küßte flüchtig die Hand der Geberin und rannte, ohne ein Wort zu sagen und sich umzusehen, wie außer sich vor Entzücken zur Thür hinaus, um den erstaunten Kindern unten das Unglaubliche zu erzählen. Der Kürassier aber dachte bei sich: „Der Herr Rittmeister scheint hier ebenso schlecht angeschrieben zu sein, wie bei uns Soldaten."

Dann ging Frau von Maiwald an ein silberbeschlagenes, kunstvolles Schränkchen, öffnete es und nahm ein goldenes Medaillon daraus hervor.

„Sie sind ein stolzer Mann," sagte sie, „und Sie haben das Recht dazu, es zu sein. Deshalb kann ich Ihnen kein gewöhnliches Geschenk anbieten. — Wissen Sie, daß mein verstorbener Mann Rittmeister in Ihrem Regimente war?"

„O, er ist beim Regiment in schönstem Andenken; die Unteroffiziere, die unter ihm gedient, erzählen gern von ihm."

„Nun, ich weiß, daß ich in seinem Sinne handle, wenn ich Ihnen dieses Medaillon schenke, das er stets getragen, bis ihn der Heldentod ereilt hat. Es enthält das Bildniß unseres Kaisers. Nehmen Sie es und tragen Sie es zum Andenken an eine gute That und zur Aufmunterung zu neuen guten Thaten."

Sie reichte ihm tief erröthend das Medaillon.

Der Kürassier staunte zuerst und trat dann einen Schritt zurück. Dann schoß ihm das Blut in den Kopf und es war ihm, als legte sich ein Schleier vor seine Augen. Er sah das schöne Frauenbild vor sich hin- und herschwanken, er fuhr mit der Hand über die Stirn und eine höchst reglementswidrige Thräne rollte über seine braune Wange.

„Mir, mir das Medaillon?“ brachte er endlich heraus und wagte es immer noch nicht, danach zu greifen.

„Ja, Ihnen. Ehre, wem Ehre gebührt,“ sagte Frau von Maiwald und drückte ihm das Medaillon in die Hand.

„Wie soll ich Ihnen danken? Wie hab' ich das verdient?“ rief freudestrahleud der Kürassier und suchte die Hand der schönen Frau zu küssen, aber diese entrang sie ihm und sagte in fast strengem Tone:

„Nun gehen Sie. Leben Sie wohl und bleiben Sie brav.“

Der Kürassier ging. An der Thür blieb er noch einmal stehen und sah sich wie fragend um.

„Sie wollen wohl eine Antwort an den Herrn Rittmeister?“

Der Kürassier nickte mit dem Kopfe.

„Dem habe ich nichts zu sagen.“

* *
*

Es waren einige Wochen vergangen. In der vornehmen Welt von G. gab es viel zu erzählen, denn Frau von Maiwald hatte jede Einladung abgelehnt und sich durch Krankheit entschuldigen lassen, auch Niemandem, der sie etwa besuchen wollte, bei sich Zutritt gewährt, und der Rittmeister war, wenn er überhaupt sich blicken ließ, verstimmt, ja verstört, saß gegen seine Gewohnheit stumm und in sich versunken da und fuhr wie aus einem Traume empor, wenn er angeredet wurde. Die Soldaten hatten mehr als je von ihm zu leiden.

Das Alles waren Symptome, die nur zu deutlich bewiesen, daß es zwischen dem schon verlobt gesagten Paare zu einer Krise gekommen sein müsse, die für beide Theile keineswegs angenehm sein konnte. Natürlich schwirrten hundert Gerüchte in der Luft herum, von denen eins das andere an Abenteuerlichkeit überbot, keines aber nur annäherungsweise das Richtige traf. Bald jedoch bildeten sich zwei große Parteien, deren eine die Sache des Rittmeisters, die andere der Frau von Maiwald mit allen erdenklichen moralischen oder unmoralischen Gründen verfocht.

Inzwischen saß Frau von Maiwald einsam zu Hause und war trauriger denn je. Selbst mit ihrer alten Kammerfrau sprach sie fast gar nicht, die doch sonst immer ihre nächste Vertraute gewesen und die ihr gewiß gern ein oder das andere Gerücht, das sie draußen vernommen, hinterbracht hätte, wenn sie es nur gewagt,

davon anzufangen. Ob Frau von Maiwald aber mit Interesse zugehört hätte, ist mehr als zweifelhaft, da sie überhaupt völlig theilnahmslos erschien. Des Vormittags saß sie häufig am Fenster und sah den Reitübungen der Kürassiere zu, die auf dem nahen Exerzierplatze fast täglich vorgenommen wurden. — Dann pflegte sie zu lesen, aber wie Jemand, der über dem Lesen an ganz andere Dinge dächte und nichts von dem verstünde, was das Buche sagte. Denn sie hielt von Zeit zu Zeit inne und starrte in die Ferne, oder sie warf das Buch weg und sprang unruhig auf, um sich gleich wieder an einen andern Ort zu setzen. Kurz, ihr Zustand war derartig, daß die alte Kammerfrau endlich eines Abends den Muth gewann, zu fragen, ob die gnädige Frau nicht den Arzt holen lassen wolle, da es so nicht länger gehen könne. Frau von Maiwald aber wies dies lächelnd zurück und meinte, es wäre Alles gut.

An einem späten Nachmittage im August beschloß sie das erste Mal wieder auszugehen. Es war der Geburtstag ihres verstorbenen Ehemannes. Sie hatte sich ganz dunkel gekleidet und einen Schleier vor das Gesicht genommen, wie in der Zeit, bevor der Gerichtsrath vom Rhein sie besucht hatte. Ihr Weg ging nach dem Kirchhofe, wo sie in dem Grabgewölbe ihres Mannes eine Stunde der weihevollen Erinnerung zubringen wollte. In ihrer dunklen einfachen Tracht huschte sie an den wenigen ihr begegnenden Menschen

schnell und unbemerckt vorüber, so daß die Bewohner G.'s durch diesen ersten Ausgang der Frau von Maiwald keinen neuen Stoff zu ihrem Romane über das seltsame Paar gewinnen konnten.

Auf dem Kirchhofe angelangt, wandelte sie langsam durch die mit dichtem Gebüsch besetzten Wege, hie und da verweilend und eine Inschrift lesend, bis sie zur Gruft ihres Mannes gelangte.

Dort setzte sie sich auf die steinerne Bank im Gewölbe und überließ sich ihren Träumereien.

Es war so still, so weihevoll ringsumher, der Wind schwieg, die Blätter der Bäume regten sich kaum, kein Vogel sang, kein Bienchen summte, und die langen Schatten des früh hereinbrechenden Abends machten den Friedhof noch feierlicher, noch geheimnißvoller, als dieser Ort an sich schon ist. Es war, als throne die ernste Melancholie selber über dem schönen Garten des Todes und hauche kaum vernehmbar das zugleich süße und wehe Wort „Vergänglichkeit" über ihn aus.

Frau von Maiwald überließ sich zwar dem Zauber dieser Einsamkeit, aber sie suchte vergeblich ihren Gedanken die Richtung nach der wehmuthsvollen Vergangenheit zu geben. Waren es Nachtviolen oder Reseda, die so stark zu ihr in das dunkle Gewölbe hineindufteten; war es die weiche, sie wollüstig umfluthende Sommerluft, die sie lebensdurstig sich sehnen ließ nach holder Gegenwart?

Sie ging wieder heraus aus der Gruft, es ward ihr zu eng darin, ihr Herz dehnte sich so weit, so weit, — sie hätte sich zwischen die Gräber setzen mögen und weinen, Thränen der süßesten Erwartung. Aber noch zeigten sich Menschen in der Ferne. Sie suchte darum die entlegensten Gänge auf, stieg über Hecken und Gräber und fand endlich ein völlig verstecktes, von Epheu fast ganz überwuchertes Bänkchen, auf dem sie sich niederließ.

Es wurde allmälig immer dunkler, aus der Stadt klangen die Abendglocken sanft und friedevoll herüber und unwillkürlich faltete sie die Hände zum Gebet, wie um sich vor ihren eigenen Gedanken zu retten.

Da war es ihr plötzlich, als ob in der Nähe Jemand mit dem Spaten in der Erde arbeite, als ob das Eisen an einen Stein gestoßen hätte. Sie horchte auf. Jetzt wieder und jetzt — und dann war es ihr, als ob sie das Stöhnen eines Menschen vernähme.

Sie begann sich zu fürchten, stand leise auf und bog die Zweige auseinander, um zu sehen, wer da sein könnte, und blieb starr und den Athem anhaltend stehen: vor ihr stand Johannes Braun. Er hatte einen Spaten in der Hand und schien eben einen frischen, noch unbewachsenen Grabhügel hergestellt zu haben. Jetzt hielt er in der Arbeit inne, stützte sich auf seinen Spaten und seufzte.

Frau von Maiwald sah ihn lange schweigend und

theilnahmsvoll an. Sein Gesicht trug den Ausdruck tiefsten Kummers, es schien ihr bleicher und vergeistigter, als da sie es zum ersten Male gesehen. Sie wollte sich zurückziehen, ließ die Zweige langsam los, die in ihre natürliche Lage zurückzugelangen strebten und durch ihr Hin- und Herschwanken den Kürassier auf die bewegte Stelle aufmerksam machten.

Er that einen Schritt vorwärts, bemerkte Frau von Maiwald, und stieß einen kurzen, seltsamen Laut aus, wie wenn er von einer Flintenkugel getroffen worden wäre.

Es war schwer zu sagen, wer von Beiden heftiger erschrak und erbebte.

„Was thun Sie hier, was wollen Sie?“ fragte sie hastig und mit bebender Stimme.

„Ich — ich wollte nach Hause gehen,“ gab Braun stotternd zur Antwort.

„Aber wie kamen Sie hierher, was hatten Sie hier zu thun?“

„Ich hatte einige Gräber für den Herrn Major in Ordnung zu bringen, natürlich erst Abends, nach der Dienstzeit. Sie liegen hier in der Nähe, es sind seine Kinder.“ Er athmete tief auf.

„Und jetzt?“ fragte sie kleinlaut.

„Bin ich fertig, jetzt wollte ich nach Hause gehen.“ Seine Stimme klang matt und traurig.

„Warum gehen Sie nicht?“ fragte sie nach einer

kleinen Pause, als Braun noch immer schweigend vor ihr stand.

„Warum? — Ja so —" er fuhr sich mit der Hand nach dem Kopfe, als überlege er, warum er nicht gehe.

„Was haben Sie, was ist Ihnen?"

„Ach, gnädigste Frau, ich hätte eine Bitte an Sie."

„So sprechen Sie, aber schnell, ich muß fort."

„Es ist schnell gesagt. Nehmen Sie das Medaillon zurück, was Sie mir geschenkt haben, ich kann es nicht länger behalten." Er zog es hastig aus seinem Busen hervor und reichte es ihr hin.

Sie aber wies es zurück und sagte: „Was soll das bedeuten? Was ich einmal verschenkt habe, kann ich nimmermehr zurücknehmen."

„O, nehmen Sie es, nehmen Sie es dennoch," bat er flehentlich.

„Ich kann nicht, was haben Sie?"

„Dies Medaillon wird mich vernichten."

„Das Medaillon?"

„Seit Sie es mir gegeben, ist ein anderer Geist in mich gezogen. Ich bin nicht mehr Soldat, ich bin ein Weichling geworden, der seine Sachen vergißt. Die Offiziere sind unzufrieden mit mir, ich vernachlässige mein Pferd, meinen Anzug, ich kann mir nicht helfen, ich bin wie umgewandelt. Nehmen Sie es zurück!" Er sprach das barsch, fast grob.

„Aber was hat das Medaillon damit zu thun?“

„Das Medaillon?“ fragte er plötzlich fast schreiend und riß die Augen weit auf. „Das Medaillon? Es erinnert mich an die, die es mir gegeben, an die ich denken muß Tag und Nacht, zu jeder Stunde, zu jeder Minute.“

Der starke Mann zitterte an allen Gliedern.

„Doch wozu sage ich Ihnen das?“ begann er wieder, „nehmen Sie das Medaillon und lassen Sie mich gehen und schweigen.“

Er reichte ihr wieder das Medaillon hin.

Eine Zeit lang standen sie, ohne sich zu regen. Es war so still, daß jedes die schnellen Athemzüge des Andern hörte.

„Wenn ich Sie nun aber bitte, das Medaillon zu behalten und nicht zu schweigen?“ sagte endlich Frau von Maiwald und fühlte das Hämmern des Blutes in ihren Schläfen.

„Nicht zu schweigen?“ rief Braun und taumelte einen Schritt zurück. „Wollen Sie die Stimme eines Sterbenden hören? Denn ich kann das Leben nicht länger ertragen; haben Sie Mitleid mit mir. Ich will Sie ja nie wiedersehen; wie komme ich aus dem niederen Stande dazu, die Augen zu Ihnen zu erheben? Aber auch von Ihnen war es nicht Recht, daß Sie mir das Medaillon gaben, wir niederen Leute haben doch auch Herzen in der Brust und Blut, warmes Blut darin.

Noch einmal bitte ich, nehmen Sie das Medaillon zurück, es kommt mir nicht zu, lassen Sie mich gehen."

Der volle Mond hatte sich langsam über den Friedhof erhoben und schaute jetzt gerade dem Kürassier in's Angesicht. Es war bleich, in den Augen zitterte eine Thräne.

Frau von Maiwald sah sie, und sie deuchte ihr in diesem Augenblicke schöner als alle Diamanten der Welt.

„Die sind echt," sprach es in ihrer Brust, „wer so den Tod verachtet, wie Du es gethan, verachtet auch die Lüge."

„Johannes," rief sie und breitete die Arme aus, „Du bist nicht zu gering für mich, ich gehe mit Dir, wohin Du willst!"

Sie dachte nicht mehr an die Welt, sie dachte nicht daran, wo sie sich befand, all' ihr Empfinden und Denken hatte sich aufgelöst in das einzige Gefühl: Hier ist ein Herz, ein warmes, liebevolles, ehrliches, treues Herz, und mit diesem seligen Gefühle umschlang sie den Hals des Kürassiers, der sich schluchzend zu ihren Füßen geworfen, und küßte ihn mit glühendem Kusse auf den Mund.

Braun aber war außer sich vor Erregung. Er sprang in die Höhe, faßte Frau von Maiwald um die Hüften, trug sie eine Strecke weit, kam wieder mit ihr zurück, setzte sie auf die Bank, sah ihr in's Angesicht,

lachte, weinte, hielt zitternd die schönen Frauenhände in den seinen, und Worte flossen dabei von seinen Lippen, so echt und treu, wie sie nur die wahre Leidenschaft der Liebe einflößt.

Die lange zurückgehaltenen Gefühle Beider brachen hervor wie ein künstlich aufgestauter Bergstrom, der, seiner Hemmnisse entledigt, Alles unter seinen befreit daherbrausenden Fluthen vergräbt. Sie waren Beide so jung, sie waren Beide innerlich so unendlich reich, und die Verschwendung der Jugend ist ohne Grenzen.

Da hörte man in der Ferne ein Geräusch, wie wenn Jemand sich Bahn durch die Hecke breche. Braun schaute um sich und sah einen Mann, der vom Felde über den Zaun des Kirchhofes gestiegen sein mußte und sich dem einsamen Paare jetzt näherte.

Ohne sich zu besinnen, nahm Braun seine süße Beute in die kräftigen Arme und trug die Willenlose, so schnell er konnte, über den Weg durch enge Fußwege an einen geschützten Ort, wo sie Niemand mehr sehen konnte. Er wußte nicht, daß der Ort die Gruft des Rittmeisters von Maiwald war.

* *
*

An demselben Abend saßen in der einzigen Weinhandlung von G. der Rittmeister von Wallström und der Lieutenant von Tralow an einem Tische zusammen und konnten nicht recht in's Gespräch kommen. Der

Rittmeister war ohnehin in letzter Zeit ein seltener Gast hier gewesen. Düster schaute er vor sich in's Glas, während der Lieutenant schweigend den Rauch seiner Cigarre in großen Wolken von sich blies. Er hatte soeben auf die neugierige Frage, warum Frau von Maiwald sich gar nicht mehr in der Gesellschaft sehen ließe, die heftig hervorgestoßene Antwort erhalten, daß dieser Name in Gegenwart des Rittmeisters nicht mehr genannt werden solle. Jetzt wagte er das Schweigen nicht zu unterbrechen.

Da öffnete sich die Thür und der Kreisrichter Schwarz trat ein. Seine Ankunft schien den beiden Offizieren am Tisch nicht unangenehm zu sein, sie athmeten Beide erleichtert auf.

„Was Teufel, sagen Sie, Herr Rittmeister," begann er nach kurzer Begrüßung, indem er seinen Stock in die Ecke stellte und den Hut aufhing, „haben Sie unter Ihren Soldaten Leichenräuber? Eine Flasche Rüdesheimer," fügte er zu dem in fragender Haltung dastehenden Kellnerburschen hinzu, und setzte sich an den Tisch.

„Wie verstehen Sie das?" fragte der Rittmeister.

„Was haben Sie nur wieder ausgeheckt," bemerkte der Lieutenant, halb gähnend, halb lachend.

„Scherz bei Seite," nahm der Kreisrichter wieder das Wort, „ich habe starken Verdacht und führe sogar ein corpus delicti bei mir."

„Sie werden uns doch keine Leiche auftischen?"

sagte der Lieutenant und glaubte einen Witz gemacht zu haben.

„Erzählen Sie; Sie scheinen in der That aufgeregt,“ sagte der Rittmeister.

„Hören Sie. Ich komme meiner Gewohnheit gemäß von meinem Spaziergange den Feldweg vom Kirchhofe her, und steige, da ich mich etwas verspätet hatte, über den Kirchhofzaun, um mir den Weg abzukürzen. Da sehe ich, wie durch das Gebüsch eine hohe Gestalt, eine Weißjacke, über den Weg läuft und dann wieder im Gebüsch auf der andern Seite verschwindet, als wäre es nur eine Vision gewesen. Ganz deutlich habe ich aber im Mondschein gesehen, daß der Kerl eine Kürassieruniform trug, einen Gegenstand auf dem Arme gehabt hat, so etwa wie ein Frauenzimmer“ — der Lieutenant schauderte zusammen und rückte näher an den Tisch — „und daß er einen glänzenden Gegenstand verlor, den ich nachher aufhob.“

„Wo ist er?“ fragte der Lieutenant.

„Geduld,“ sagte der Kreisrichter und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ich hob den Gegenstand auf und verfolgte nun die Spur zurück, woher der Mann gekommen war. „Was sagen Sie aber dazu“ — der Lieutenant hörte athemlos zu — „dort finde ich einen frischen Grabhügel ohne Rasenbedeckung und daneben Spaten und anderes Geräth zum Graben.“

„Alle Teufel,“ platzte der Lieutenant heraus.

„Und der glänzende Gegenstand?“ fragte der Rittmeister.

„Hier ist er.“ Der Kreisrichter zog das Medaillon aus der Tasche und reichte es dem Rittmeister hin.

„Ah!“ sagte dieser und wurde blaß wie der Tod. Er hatte sofort das Medaillon als das der Frau von Maiwald, die es ihm vor nicht langer Zeit gezeigt hatte, wiedererkannt. Er faßte sich aber schnell und fragte:

„Welche Figur hatte der Mann?“

Der Kreisrichter beschrieb sie.

„Und Sie sagen, er hätte eine weibliche Person auf den Armen getragen?“

„Es schien mir so.“

„Erlauben Sie mir, daß ich das Medaillon bis morgen bei mir behalte? Ich hoffe Ihnen Aufklärung geben zu können.“

Der Rittmeister hatte das in so ernstem und dringendem Tone gesagt, daß der Kreisrichter ihm das Medaillon überreichte.

„Versprechen Sie mir auch, über den Gegenstand nicht weiter zu sprechen, bis ich Ihnen — was spätestens morgen geschehen wird — mittheilen werde, ob sich meine Vermuthungen bestätigt haben.“

Auch dies wurde zugestanden.

Darauf erhob sich der Rittmeister, nahm rasch Abschied und verließ das Zimmer.

* * *

Ein prachtvoller, herbstlich frischer Morgen ging nach dieser Nacht über dem Städtchen auf und spiegelte sich mit seinem goldig lachenden Antlitz in den Scheiben der kleinen, reinlichen Häuser von G.

Nachdem zuerst die Sperlinge ihr lustiges Tagwerk begonnen, traten die Bäckerjungen, die Milch- und Gemüsehändler auf den Schauplatz, um dann in dritter Reihe regelmäßig die stattlichen Küraßiere in ihren weißen Röcken, hoch zu Roß, erscheinen zu lassen. Sie ritten auf den Exercierplatz, stellten sich dort auf und harrten, bis der die Aufsicht führende Offizier erschien.

Der Rittmeister von Wallström ließ nicht lange auf sich warten; er kam allein, ohne Lieutenant. Sein „Guten Morgen, Küraßiere", erklang heute noch unfreundlicher als gewöhnlich, und mancher von den Reitern, die nicht eben gut bei ihm angeschrieben standen, dachten in ihrem Innern: Heut giebt es einen bösen Tag.

Er ritt vor die Front, musterte die Soldaten längere Zeit und sprach dann mit lauter, durchdringender Stimme, indem er seine Augen scharf auf Braun richtete:

„Wer von Euch hat sich gestern zur Abendzeit auf dem Kirchhofe herumgetrieben?"

Nach einer kurzen Pause des Stillschweigens, in welcher eine Lerche jubelnd zum Himmel hinaufflog, meldete sich der Küraßier Braun.

Ein widerliches Lächeln zog über das Antlitz des Rittmeisters.

„Was hat er da zu thun gehabt?"

„Ich habe im Auftrage des Herrn Majors an den Gräbern gearbeitet, in denen die Kinder des Herrn Majors begraben liegen," antwortete Braun fest, aber nicht ohne bemerkbare Erregung in der Stimme.

„Sonst hat er nichts dort gethan?"

Braun schwieg.

„Kann er nicht antworten?" schrie der Rittmeister.

„Ich habe sonst nichts weiter gethan," gab Braun, nicht mehr so fest, wie zuvor, zur Antwort.

„Hat er vielleicht das Ding da verloren?" fragte der Rittmeister weiter, indem er das Medaillon hervorzog und ihm zeigte.

Braun erschrak derartig, daß sein Pferd sich zu bäumen begann.

„Sitz er ruhig, vermaledeiter Lanzknecht?" schrie der Rittmeister ihn an. „Hat er das verloren?"

„Zu Befehl, Herr Rittweister."

„Wo hat er das her?"

Braun schwieg.

„Wenn er nicht antwortet, so nehme ich an, daß er es gestohlen hat."

„Ich stehle nicht, ich habe es von einer vornehmen Dame zum Andenken geschenkt erhalten," sprach Braun wieder mit fester, klarer Stimme.

Der Rittmeister lachte gellend auf, so häßlich und laut, daß eine Bewegung unter den Pferden entstand

und die Richtung in der Schwadron verloren ging. Dann aber wurde er plötzlich wieder ernst, steckte das Medaillon in die Tasche und sagte: „Ich werde die Sache näher untersuchen.“

Dann begann das Exerciren.

Zuerst nahm Alles einen guten Verlauf, jeder der Soldaten bemühte sich mehr denn je, die Zufriedenheit des strengen Vorgesetzten zu erwerben, der finster und verdrossen, aber scheinbar ruhig den Uebungen zusah.

Plötzlich aber fuhr er aus seiner Ruhe empor, commandirte „halt,“ gab dem Pferde die Sporen und ritt im Galopp mit wüthender Geberde auf den Kürassier Braun zu, wobei er mit der lautesten Stimme, die ihm zu Gebote stand, die Worte hervorstieß:

„Was ist das für ein Reiten? Ist der Kerl verrückt geworden? — Herunter mit ihm vom Pferde, er soll nebenher traben, ich werde es ihm eintränken!“

Es war eine der schimpflichsten Strafen, die der Rittmeister nur in den seltensten Fällen verfügte und nur für die schlechtesten Soldaten, dieses „neben dem Pferde hertraben“.

Braun saß auf seinem Pferde wie angewurzelt.

„Hört er nicht? Herunter mit ihm!“

Braun rührte sich nicht.

„Weiß er nicht, was Subordination ist?“ kreischte der Rittmeister und zog den Säbel.

„Ich trabe nicht nebenher,“ sagte Braun ohne zu zagen, während er wie unwillkürlich mit der rechten Hand nach seinem Säbel griff.

„So will ich es ihm zeigen,“ brummte der Rittmeister zwischen den Zähnen und stieß seinen Säbel dem Kürassier mitten in's Herz, so daß er seitswärts vom Pferde taumelte.

Ein Gemurmel des Entsetzens ging durch die Reihen der Soldaten, zwei oder drei sprangen vom Pferde und fingen ihren Kameraden auf.

„Bringt ihn in's Lazareth,“ sagte er Rittmeister, „ich breche das Exerciren ab, Wachtmeister Schulz, führen Sie die Schwadron nach Hause.“

Er ritt langsam davon, dem Walde entgegen.

Vier Kürassiere nahmen den zu Tode getroffenen Braun auf ihre Arme und trugen ihn schweigend und weinend nach der Stadt. Allmälig gesellte sich eine große Menschenmasse um den Trauerzug, wehklagend und händeringend, den Vorfall nach allen Richtungen hin besprechend und auslegend.

Jetzt näherte sich der Zug dem Häuschen der Frau von Maiwald. Da geschah etwas, was die guten Bürger von G. trotz all' ihres Scharfsinnes niemals erwartet hätten, und was sie niemals vergessen werden, so lange sie athmen.

In leichter Morgentoilette, das Haar ungeordnet

und aufgelöst auf den Rücken fallend, stürzte die vornehme Frau aus dem Hause heraus und warf sich schluchzend und händeringend auf den nur noch schwach athmenden Kürassier, rief ihn bei seinem Vornamen und fragte die verwunderte Menschenmenge, was geschehen sei. Nachdem man ihr den Vorfall kurz berichtet, sagte sie mit einer Stimme, der Niemand zu widersprechen gewagt haben würde:

„Tragt ihn herein, er stirbt Euch sonst unter den Händen.“ Die Soldaten trugen ihn in's Haus, legten ihn auf ein Bett, holten schnell einen Arzt herbei, der seine Wunden untersuchte und der nur constatiren konnte, daß der Tod in wenigen Augenblicken eintreten müsse.

Frau von Maiwald kniete schluchzend am Ende des Bettes und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen. Bald darauf war der Kürassier todt.

Kaum stand die Thatsache fest, so erhob sich die weinende Frauengestalt, trocknete die Thränen, warf rasch einen leichten Umhang um, setzte den Hut auf und begab sich in die Wohnung des Regiments-Commandeurs, um die Erlaubniß zu erbitten, die Leiche des Kürassiers Braun in ihrer Wohnung zu behalten und die Beerdigung auf ihre Kosten zu veranstalten.

Zu seiner eigenen großen Verwunderung war es dem Regiments-Commandeur nicht möglich, diese Bitte abzuschlagen.

Drei Tage später bewegte sich ein unübersehbarer

Leichenzug aus der Stadt heraus dem Kirchhofe zu. Dicht vor dem Sarge marschirte die Militär-Capelle und spielte den Beethoven'schen Trauermarsch „Auf den Tod eines Helden“, hinter dem Sarge ging neben dem alten Gärtner Braun eine verschleierte Dame in tiefster Trauer: es war Frau von Maiwald. Die Bewohner von G. hatten in den letzten Tagen wunderbarere Dinge erlebt, als daß sie über letztere Thatsache noch besonders erstaunt gewesen wären. Hatten sie doch schon erfahren, daß der Todte in der Familiengruft der Frau von Maiwald beigesetzt werden sollte. Und so geschah es auch.

In dem Leichenzuge bemerkte man auch den Kreisrichter Schwarz und den Lieutenant von Tralow.

„Er hat sich also selbst als Gefangener gemeldet und seinen Degen abgegeben?“ fragte der Kreisrichter.

„Jawohl. Er ist übrigens stumm wie ein Fisch gewesen, als man ihn nach den Motiven seiner That fragte.“

„Seltsam.“

„Hat sich denn die Sache mit dem Medaillon aufgeklärt?“

„Auch eigenthümlich genug. Er hat es mir gleich am nächsten Tage mit dem Bemerken zurückgeschickt, daß der getödtete Kürassier rechtmäßiger Eigenthümer desselben sei, Frau von Maiwald würde dies bestätigen.“

„Und hat sie es gethan?“

„Sie hat es in der That bestätigt und hat das Medaillon mit Genehmigung des alten Braun dem Todten mit in's Grab gegeben."

„Höchst wunderbar," bemerkte der Lieutenant.

* * *

Nach jenem Tage ward Frau von Maiwald nicht mehr in G. gesehen. Nur einmal in jedem Jahre, im Spätsommer, kommt sie zur Nachtzeit angefahren, steigt vor dem Friedhof aus und besucht auf eine Stunde die Familiengruft, in welcher die schönsten Blumen zu allen Jahreszeiten in üppiger Fülle blühen, und in der sie einst auch ihren ewigen Schlaf zu thun gedenkt.

Jaenicke, Karl,

Liebes-Rausch und Tausch und andere Novellen Von Karl Jaenicke. (Inhalt: Liebes-Rausch und Tausch. - Der Dorfrichter. - Claudine. - Der 'liebenswü rdige' Hauptmann. - Das Medaillon.)

Breslau 1887